

Mennonitische Geschichtsblätter

Herausgegeben vom
Mennonitischen Geschichtsverein

26. Jahrgang Neue Folge, Nr. 21 1969

Z A

2506

gebildet

~~N12<504977778 021~~

UB Tübingen

Mennonitische Geschichtsblätter

Herausgegeben vom

Mennonitischen Geschichtsverein

26. Jahrgang

Neue Folge, Nr. 21

1969



INHALT

	Seite
Zum Geleit	3
Die Verstädterung der Mennoniten (C. Krahn)	5
Niederländische Täufer formen als Baumeister, Bildhauer und Maler mit an Danzigs unverwechselbarem Gesicht (H. Penner)	12
Bilder zur Landgewinnung im Weichseldelta (H. Penner)	27
Die Tätigkeit Benjamin Heinrich Unruhs während der Auswan- derung aus Rußland in den Jahren 1919—1923 (J. B. Toews).	29
Johannes Eck in seinem Kampf gegen die Täufer auf dem Reichs- tag zu Augsburg 1530 (K. Rischar)	44
Kurt Kauenhoven 80 Jahre (H. Penner)	55
Zum Gedenken an Erich Keyser (H. Penner)	57
Verschiedenes:	
Nachrufe für Ernst Crous (R. Crous)	59
Ausstellung Habaner Keramik (H. Klusch)	60
Mennoniten im Lexikon 1724 (A. Goertz)	61
Mennonitische Blätter 1854—1941 (A. Goertz)	62
Von neuen Büchern (Chr. Bornhäuser / A. Goertz / H.-J. Goertz / K. Kauenhoven / B. Lohse / P. Schowalter	63
Protokoll der Mitgliederversammlung vom 20. 11. 1968 (P. Schwan / G. Hein)	78
Kassenbericht (G. van Delden)	3. Umschlagseite

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER:

Christoph Bornhäuser, 78 Freiburg, Stechertweg 25
 Rose Crous, 415 Krefeld, Wilhelmshofallee 110
 Adalbert Goertz, 147 West King Street, Waynesboro, Pa. 17268
 Dr. H.-J. Goertz, 69 Heidelberg, Plankengasse 3
 Dr. Kurt Kauenhoven, 34 Göttingen, Ritschlweg 2
 Horst Klusch, Sibiu, str. Lector Nr. 8, Rumänien
 Prof. Dr. Cornelius Krahn, North Newton, Kansas, USA
 Prof. Dr. Bernhard Lohse, 2 Hamburg 13, Von-Melle-Park 6
 Dr. Horst Penner, 6719 Kirchheimbolanden, Ernst-Kiefer-Straße 19
 Dr. Klaus Rischar, 8245 Berchtesgaden-Oberau, Haus Hohebuchen
 Prof. J. B. Toews, The University of Calgary, Calgary 44, Alberta, Canada

Herausgeber

und Verlag:

Schriftleitung:

Herstellung:

Mennonitischer Geschichtsverein E. V., 6719 Weierhof
 Dr. Horst Quiring, 7015 Korntal, Hindenburgstr. 56
 in Verbindung mit Pfr. Gerhard Hein, 6521 Monsheim
 Pfr. Paul Schowalter, 6719 Weierhof/Pfalz, Paul Schwan,
 7 Stuttgart-Cannstatt, Darmstädter Straße 28.
 Verlagsdruckerei Ph. C. W. Schmidt, 853 Neustadt/Aisch



2A 2506

ZUM GELEIT

An erster Stelle möchten wir auch namens der Schriftleitung unserem ständigen Mitarbeiter Dr. Kurt Kauenhoven zu seinem 80jährigen Geburtstag unsere herzlichen Glückwünsche übermitteln. Die Geschichtsblätter verdanken ihm unermüdliche Mitarbeit. Seine präzisen Ausführungen waren immer kleine Kabinettstücke, und seine aufmerksame Lektüre wichtiger Neuerscheinungen kam den Lesern durch schnelle Berichterstattung zugute. Wir wünschen auch weiterhin eine so vortreffliche Mitarbeit zum Nutzen unserer Zeitschrift.

Nachdem die Mennoniten jahrhundertlang in erster Linie als Pioniere der Landwirtschaft hingestellt wurden, ist es an der Zeit, ihre Bedeutung für andere Berufe und vor allem für die Städte zur Darstellung zu bringen. C. Krahn ist auf diesem Weg vorangegangen, und wir gehen wohl nicht fehl in der Annahme, daß sich in der nächsten Zeit für das Thema „Verstädterung der Mennoniten“ viele Autoren zu Wort melden werden. Daß hervorragende Künstler aus dem niederländischen Täufertum an Danzigs Gesicht mitgearbeitet haben, wird für manche neu sein. Horst Penner hat diese Leistungen überzeugend nachgewiesen und im Bildteil veranschaulicht. Die große Auswanderung der Mennoniten aus Rußland nach dem ersten Weltkrieg ist weithin bekannt, aber weniger, wie es dazu kam und welche Versuche 1919—1923 von B. H. Unruh unternommen wurden. All das hat J. B. Toews aus den Archiven geschöpft. Wir bringen diesen Beitrag als Abschluß und Ergänzung zu dem Heft der Schriftenreihe „Fügung und Führung“, dazu ein unbekanntes Bild B. H. Unruhs aus jener Zeit.

Dr. Klaus Rischar ist uns von dem letzten Heft schon gut bekannt. Zu seiner Person möchte ich in Ergänzung des Geleitworts zum Heft 1968 erwähnen, daß er nicht der Leiter, sondern wissenschaftlicher Mitarbeiter des Vereins zur Erforschung der neueren Konziliengeschichte, Bonn, ist. Seine Doktorarbeit verfaßte er über das Thema: Johann Eck auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 (erschieden bei Aschendorff in Münster). Aus diesem Stoff gestaltete er den vorliegenden Artikel in unserem Heft. Ein zweiter, anschließender Beitrag folgt im nächsten Heft mit dem Thema: „Die Täufer im Verständnis der protestantischen Religionsparteien auf dem Reichstag zu Augsburg 1530“.

Horst Penner verdanken wir fernerhin Beiträge zum Thema Westpreußen. Ein Teil der Bilder aus dem Weichseldelta wird später sein Buch schmücken, auf das wir schon mehrfach hingewiesen haben und auf dessen baldiges Erscheinen wir gespannt sind.

Bei den Buchbesprechungen fehlen einige wichtige Titel. Diese Rezensionen erreichten uns nicht mehr rechtzeitig und werden im nächsten Heft gebracht. Wir begrüßen die weiterführende Rezension des bedeutenden Buches von John Yoder, das als Nachfolgebuch seiner Schrift in unserer Reihe: „Die Gespräche zwischen Täufern und Reformatoren in der Schweiz“ unter dem Titel erschien: „Täufern und Reformation im Gespräch“. Prof. B. Lohse hat das Gespräch fortgesetzt. Wer beteiligt sich weiterhin daran?

In den zwei Jahren nach dem 450jährigen Reformationsjubiläum sind viele Bücher und Aufsätze erschienen, die sich auch mit dem Täufern beschäftigen. Die beste Bibliographie hierfür bietet das „Lutherjahrbuch“ 1968 und 1969 und wahrscheinlich auch noch 1970. Interessenten finden dort eine Fülle von Hinweisen, natürlich auch in den Hauptartikeln.

Der Schriftleiter hat jetzt 2 Jahrzehnte die Geschichtsblätter betreut und findet, daß es an der Zeit ist, diese Arbeit in andere Hände zu legen. 20 Jahre — das ist eine Generation, und zweifellos wird jede Zeitschrift in bestimmten Grenzen von dem Schriftleiter mitgeprägt. Neue Impulse sind nötig, und vielleicht ist es auch wichtig, mehr Zeit für die Autoren aufzuwenden, als es einem vielbeschäftigten Verlagsleiter möglich ist.

Mit herzlichem Dank für alle getreue Mitarbeit und manches erfreuliche Echo aus dem Leserkreis verabschiede ich mich.

Korntal, im Oktober 1969

Horst Quiring

CORNELIUS KRAHN

DIE VERSTÄDTERUNG DER MENNONITEN

Einleitung

Der Kreis der Täuferforscher erweitert sich jährlich, mehr als 170 Doktorarbeiten sind seit dem zweiten Weltkrieg von ihnen geschrieben worden. In Europa und Nordamerika haben viele Forscher das allgemein historische Gebiet verlassen, um sich besonderen Fragen zuzuwenden. In Amerika galt das Hauptinteresse ursprünglich dem schweizerischen und süddeutschen Täuferstum, jetzt ziehen auch die Niederlande, wo sich von Anfang an Stadtgemeinden befanden und wo die mennonitische Forschung ihren Ursprung hat, wieder mehr Aufmerksamkeit auf sich. Bibliothek und Urkundensammlung des Mennonitischen Theologischen Seminars in Amsterdam enthalten unvergleichliche Informationsquellen. Die Erforschung und Veröffentlichung von Täuferquellen (aus den Niederlanden, aus Deutschland, aus Österreich und der Schweiz) sind seit dem Erscheinen des Märtyrerspiegels von Tielemann Jansz van Braght (1660) nicht abgerissen.

I. Die Stadt, Wiege des Täuferstums

Die ersten Mennonitengemeinschaften sind in Städten entstanden. Wir erinnern nur an einige der bedeutenderen unter ihnen: an Zürich, Nürnberg, Augsburg, Köln und Antwerpen, an Brüssel, Gent, Emden und London. Allerdings sind die Täufer nicht in allen Städten auch erhalten geblieben. Starke Verfolgungen bewirkten Flucht und Ausrottung.

Es gibt beachtliche Untersuchungen über den sozialen, wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Hintergrund bzw. Ursprung der Täufer. Ursprung und Inhalt des Täuferglaubens, Verfolgung und Märtyrertum, Erhaltung der Täufer und ihr Beitrag für Stadt und Land sind — zumeist in Westeuropa — untersucht und abgehandelt worden. Viele Studien gelten dem Verhältnis der Mennoniten zum öffentlichen Leben, insbesondere dem der Mennoniten aus den Niederlanden und aus Norddeutschland. Wir kommen darauf später noch zurück.

Viel weniger Beachtung haben die Umstände gefunden, die manche Mennoniten dazu veranlaßten, ihre ländliche Lebensweise zu erhalten oder jene

Die Verstädterung der Mennoniten

Anlässe, die zu einem Stadtleben geführt haben. Da gäbe es noch manches zu erforschen: Warum sind städtische Mennoniten ländlich geworden? Gibt es eine typische mennonitische „Lebensweise“? Welches sind ihre vorherrschenden Eigenschaften? Welchen speziellen Problemen begegnen die Mennoniten, wenn sie vom Land in die Stadt ziehen? Welche Gründe bewirken den Trend zur Stadt? Was erwartet den Mennoniten mit ländlicher Lebensweise in der Stadt?

II. Frühes Stadtleben unter den Mennoniten Europas

1. Die Schweiz und Süddeutschland

Wie bekannt, begann das Täuferum in den Städten der nördlichen Schweiz (1525); seine Führer hatten humanistische und theologische Vollbildung. Konrad Grebel, Zwinglis Mitarbeiter, entstammte einem Patrizierhaus, sein Vater war Mitglied des Stadtrates von Zürich. Grebel erhielt seine humanistische Bildung in Basel (Wohnort von Erasmus) und Paris, sowie in Wien, wo sein Schwager (Vadian) Professor war.

Balthasar Hubmaier besuchte die Universität von Freiburg, wo Eck großen Einfluß auf ihn gewann. In Ingolstadt erwarb er den theologischen Doktorgrad und wurde Prorektor der Universität. Er verkehrte mit Zwingli und dem Freundeskreis um Konrad Grebel und Felix Manz. Andere Täuferführer waren ehemalige Priester oder Mönche.

Über die sozialen, wirtschaftlichen und politischen Wurzeln auf städtischem Hintergrund sind mehrfach Forschungen angestellt worden; hier soll nur die von Paul Peachey Erwähnung finden¹, die er als Doktorarbeit unter Fritz Blanke, Zürich, schrieb.

Über den sozial-wirtschaftlichen Hintergrund und die humanistische Bildung der Täuferführer aus den größeren Städten Süddeutschlands — unter ihnen Hans Denk, Pilgram Marbeck und Ludwig Hätzler — sind mehrfach Untersuchungen gemacht worden; es wurde dabei festgestellt, daß einige unter ihnen Umgang mit den Straßburger Theologen Martin Butzer und Wolfgang Capito hatten. Die jüngst veröffentlichten Täuferquellen ergeben zusammen mit den zahlreich erschienenen Monographien ein deutlicheres Bild jener Täuferführer, als wir es bisher hatten. So überlebte Pilgram Marbeck, der Verfasser hervorragender theologischer Schriften, nicht etwa aus Toleranzgründen, sondern wegen seiner Fachkenntnisse als Ingenieur. Einige Täuferführer aus Straßburg beeinflussten Melchior Hofmann, einen lutherischen Evangelisten, so stark, daß er sich dem Täuferum anschloß und seine Gedanken später in die Niederlande trug.

2. Stadt-Zentren in den Niederlanden

Eines der bekanntesten Reformationszentren war Antwerpen, eine hervorragende Geschäfts- und Hafenstadt. Zahlreiche Druckpressen verbreiteten dort die humanistischen und lutherischen Schriften in die Niederlande hinein. Es gibt darüber mehrere Untersuchungen. Antwerpen war aber nicht nur Zentrum des Humanismus, des Luthertums und des Druckereiwesens, sondern auch ein Mittelpunkt des Täuferturns. Leenhaert Bouwens allein taufte über fünfhundert Personen in Antwerpen, Gent, Brügge und Brüssel. Es waren Täufer dieser Städte, die als Flüchtlinge an der Entstehung und Ausbreitung des Täuferturns im Norden, bis nach Danzig hin, eine bedeutende Rolle gespielt haben.

Leider sind Ursprung und Gestalt des Täuferturns in Flandern und in Brabant nicht so gründlich untersucht worden wie in jenem Landstrich, der die heutigen Niederlande umfaßt. Die Erforschung des städtischen und industriellen Wesens der flämischen und brabantischen Täufer mit ihrem Einfluß auf die industrielle und kulturelle Entwicklung der nordniederländischen Provinzen von Rotterdam bis nach Emden — ja bis Hamburg, Danzig und London wäre eine der wichtigsten Studienaufgaben für die Zukunft.

Emden in Ostfriesland war Hauptzufluchtsstätte der Täufer und reformierten Flüchtlinge, die aus den Niederlanden nach Ostfriesland zogen oder umgekehrt — je nach der politischen Lage unter der spanischen Herrschaft. Auch im sonstigen Ostfriesland fanden viele Täufer sowie reformierte Flüchtlinge eine Zuflucht.

Amsterdam spielt in der Geschichte der holländischen Mennoniten eine Rolle wie sonst keine andere Stadt. In den ersten Jahrhunderten lebten bis zu fünftausend Täufer in der Stadt, und der Rat der Stadt war ihnen meist wohlgesinnt. Anders als in Zürich und in sonstigen Städten, gehörten die meisten Täufer dort zur unteren Bevölkerungsschicht. Nach der Bewilligung der Religionsfreiheit 1572 arbeiteten auch die Mennoniten mit am Wohlstand, der dem Land das „Goldene Zeitalter“ brachte. Eine ganze Anzahl von Doktorarbeiten (oder Abhandlungen) haben das wirtschaftliche und soziale Leben der Täufer zum Thema, darunter auch die von Greta Grosheide².

Neben Amsterdam ist noch Haarlem zu erwähnen, da beide Städte bis auf den heutigen Tag eine bedeutende Rolle spielen. Der wirtschaftliche Aufschwung war im „Goldenen Zeitalter“ insbesondere unter den Mennoniten Amsterdams und Haarlems bemerkenswert³. Auch später fanden arme mennonitische Arbeiter aus ländlichen Gegenden Arbeit und Hilfe in diesen Städten, insbesondere Haarlem übte eine große Anziehungskraft aus. Gerade

Die Verstädterung der Mennoniten

an diesen holländischen Mennoniten könnten die verschiedensten Seiten von Säkularisation und Verstädterung von den frühesten Tagen des Täufern an durch die Jahrhunderte hindurch verfolgt werden, es wäre eine einzigartige Studien-Gelegenheit. Aber trotz der reichen Archivsammlungen ist merkwürdigerweise auf diesem Gebiet nur wenig geforscht worden. Die Amsterdamer Universität mit ihren sachkundigen Professoren, ihrem einzigartigen Archiv für Mennonitica müßte solche Studienforschung geradezu herausfordern. Überdies könnte die lange Geschichte des Stadtlebens in den Niederlanden und in Nordwestdeutschland lehrreich sein für unsere Gegenwart. Es gibt schon eine Anzahl von Büchern über die großen Geschäftsunternehmen in Amsterdam, Hamburg-Altona, Gronau und in Krefeld⁴. Tagebücher, Korrespondenzen und sonstige Aufzeichnungen laden dazu ein, die Anpassung der Mennoniten an die Kultur des Landes sowie ihren Beitrag auf dem Gebiet der Kultur und Wirtschaft aufzuzeigen.

Als Beispiel sei hier nur die Familie van der Smitten genannt. In Belgien als Täufer verfolgt, flohen ihre Vertreter in den nördlichen Teil der Niederlande, von dort zog ein Glied der Familie nach Schleswig-Holstein. Seine Nachkommen wurden durch ihre großen Unternehmen als „Städte-Erbauer“ (Altona) bekannt. Die Aufzeichnungen, Tagebücher und Briefe der Familie geben der Forschung eine ungewöhnliche Gelegenheit zur Auswertung. Das religiöse Interesse der einzelnen Familienvertreter und die Beziehungen zu führenden Pietisten spiegeln sich darin. Übrigens ist darüber einiges Material in Amerika verwahrt⁵.

Hervorheben wollen wir noch die Städte Danzig und Elbing in Westpreußen. Am Anfang unterdrückt und nur geduldet, war es den Mennoniten verboten, innerhalb der Stadtmauern zu wohnen. Sparsamkeit, Arbeitsamkeit und Ausdauer bewirkten schließlich, daß die Umwelt ihr Verhalten zu den „Sektierern“ änderte, so daß sie in den Städten Geschäfte aufmachen konnten. Um die letzte Jahrhundertwende bekleideten manche von ihnen bedeutende Posten in der Industrie und im öffentlichen Leben. Gemeindebücher und Aufzeichnungen, die sich in der Mennonitischen Forschungsstelle (Weierhof), in der Mennonite Library und Archiven im Bethel College (North Newton), im Herder-Institut (Marburg) und an anderen Stellen finden, enthalten viel Informatives auf diesem Gebiet.

Die Mennoniten in Westpreußen, die auch in ländlichen Gegenden am Anfang nur ungern geduldet wurden, entwickelten Industrien und einen Landbau, die beide der Allgemeinheit zum Nutzen gereichten. Der Erfolg, den sie dabei als Pioniere hatten, erfüllte die orthodoxe lutherische Gemeinschaft oft mit Neid, der bis zur Unterdrückung führte und zu einem der Gründe

wurde für die Auswanderung in ein Land, in dem sie als volle Bürger anerkannt werden sollten.

III. Vom Land- zum Stadtleben

Es ist darauf hingewiesen worden, daß die Täuferbewegung des 16. Jahrhunderts ihren Anfang zumeist in der Stadt nahm. Ausgenommen das kurzfristige Reich zu Münster, die Gemeinschaft von Balthasar Hubmaier auf den Gütern der Liechtensteins in Austerlitz und die Gemeinde Wüstenfelde in Holstein, wurde sie im südlichen Europa verfolgt und vernichtet. Nur in entlegenen ländlichen Gegenden blieben Täufer in kleineren Gruppen erhalten. Was wissen wir vom Wesen der ländlichen, mennonitischen Gemeinschaft, sei es an der Weichsel, wo Sümpfe entwässert wurden, sei es in den Steppen der Ukraine, auf den Hügeln Pennsylvaniens oder in den Prärien von Manitoba und Kansas? Gewiß sind darüber schon beträchtliche Untersuchungen vorgenommen worden, aber sie geben noch nicht ein ganz deutliches Bild. Die religiös-ethnische Strukturentwicklung der mennonitischen Landbevölkerung, die über dreihundert Jahre lang in ländlichen Gegenden erhalten geblieben ist, würde eine regere Forschungstätigkeit verdienen. Steht das ländliche Mennonitentum dem Stadtleben besonders wesensfremd gegenüber — oder besteht darin zwischen einem Land-Mennoniten, -Katholiken, -Lutheraner, -Anglikaner oder einem Land-Ukrainer kein wesentlicher Unterschied? Material zu einer solchen Untersuchung ist vor allem in Amerika, aber auch in Europa genügend vorhanden. Oder: Wie könnte sich ein ländlicher Mennonit dem Stadtleben so anpassen, daß sein Beitrag für die Gemeinschaft ebenso groß bleibt wie auf dem Lande? Ganze Generationen hat das Stadtleben spurlos verschlingen können, weil die Menschen ohne Vorbereitung und ohne Interesse für ihr Mennonitentum in die Stadt kamen.

IV. Der Trend zur Stadt

Zuerst zogen vermögende Bauern im Ruhestand von ihrem Bauernhof weg in die Kleinstadt. Andere suchten sich dort eine Arbeitsstelle und überließen den Hof dem Sohn oder der Tochter. Diese Entwicklung ist gewiß von Wichtigkeit, aber ohne große Problematik.

Der Trend vom Land zur Stadt hat zwei Vorstufen: die Innere Mission der Mennoniten förderte solche Umzüge durch die Gründung von Stadtmissionen, denen sich einzelne Personen oder auch ganze Familien anschlossen und so die erste Gelegenheit fanden, mit den Problemen der Stadt bekannt

Die Verstädterung der Mennoniten

zu werden. Eine gute Information hierüber geben u. a.: „The Development of the Missionary and Philanthropic Interest among the Mennonites of North America“ von E. G. Kaufman und „The Sociology of Mennonite Evangelism“ von John Hostetler. Zweitens gab die Stadt den Landbewohnern bessere Lebensmöglichkeiten. Wir nennen hier als Beispiel das Bestreben kanadischer Farmer, ihre Töchter während des wirtschaftlichen Rückgangs in die Stadt zu schicken, damit sie durch ihre Arbeit dort das Einkommen der Familie vergrößerten. Das war eine ganz bedeutende Vorstufe für die Verstädterung der kanadischen Mennoniten.

Die große Welle der Verstädterung aber begann, als die junge Generation in die Colleges und auf die Universitäten strebte. In Europa war das schon lange der Fall, in Kanada und in den Vereinigten Staaten erfolgte dieser Trend in vollem Umfang erst nach dem zweiten Weltkrieg. Dieser Verstädterungsprozeß hält bis zum heutigen Tag an und hat zur Folge, daß viele Mennoniten ihre Beschäftigung in der Stadt haben. Man hat sich schon mehrfach darum bemüht, die verschiedenen Berufszweige festzustellen, die von Mennoniten gewählt werden. Konservative ländliche Mennoniten anerkannten in der Hauptsache den Beruf des Lehrers, später auch den der Krankenschwester und des heilenden Arztes. Erst allmählich kamen noch andere Berufe dazu. Und heute kann man dort kaum noch von „Stillen im Lande“ reden.

In Kanada und Südamerika beschleunigte die Einwanderungswelle nach dem zweiten Weltkrieg den Verstädterungsprozeß. Als ich vor einigen Jahren Kanada von Küste zu Küste bereiste, mußte ich nicht erst eine Farm aufsuchen, um neu eingewanderte Mennoniten aus Westpreußen, Polen und Rußland zu treffen. Die meisten waren nach ihrer Ankunft gleich in die Stadt gezogen oder bald danach. Bei ihren ländlichen Verwandten waren sie nur sehr kurz geblieben. Von großem Interesse dürfte ein Studium der neuen Einwanderung sein. Man findet Mennoniten in fast allen Berufen (siehe die Oktobernummer von *Mennonite Life**, 1968); es scheint allerdings, daß die Liebe zum Baufach in den westlichen Städten Kanadas besonders verbreitet ist.

Welchen Einfluß hat die Stadt auf den Mennoniten, auf seine Bildung, auf sein soziales, kulturelles, wirtschaftliches und religiöses Leben? In unseren Zeitschriften, insbesondere im „Boten“ und im „Canadian Mennonite“ könnte sich der Studierende ausgezeichnet darüber informieren und die

* Der Artikel beruht auf meiner in *Mennonite Life*, Oktober 1968 erschienenen Untersuchung „Research on Urban Mennonites“.

Zwiesgespräche, die dort auch heute noch statthaben, für die Forschung auswerten.

Wie stark werden ländliche Eigenschaften in die Stadt verpflanzt und dort beibehalten? Welche kulturellen und sprachlichen Einflüsse gibt es? Viele Dissertationen befassen sich mit der plattdeutschen Mundart der Mennoniten, aber soviel ich weiß, gibt es noch keine Forschung über die grundlegende Ursache und über die Folgen einer sprachlichen Anpassung bzw. eines Widerstandes dagegen. Eine solche Studienarbeit könnte auch gleich die Probleme beachten, die sich durch den Gebrauch von deutscher und englischer Sprache in Haus und Kirche ergeben. Beeinflußt ein Sprachenwechsel das Wesen des Mennonitentums, und welche Gründe gibt es für einen Wechsel der traditionellen Sitten, der Sprache oder anderer Eigenschaften bzw. für deren Beibehaltung (Amische, Hutterer, Alt-Kolonier)? Es sollten hier nur einige Fragen aufgeworfen werden, deren Beantwortung dankbare Studienobjekte sein könnten.

1 Paul Peachy, Die soziale Herkunft der Schweizer Täufer. Karlsruhe 1954.

2 Greta Grosheide, Bijdrage tot de geschiedenis der Anabaptisten in Amsterdam. J. Schipper, Hilversum 1938.

3 Cornelius Krahn, The Dutch Mennonites and Urbanism, in: Proceedings of the Tenth Conference on Mennonite Educational and Cultural Problems, Chicago 1955; R. Rogge, Het Handelshuis van Eeghen, Amsterdam 1949.

4 Heinz Münte, Das Altonaer Handlungshaus van der Smitten, 1682—1824, Herm. Lorenzen, Altona 1932; Wanda Oesau, Hamburgs Grönlandfahrt auf Walfischfang und Robbenschlach vom 17.—19. Jahrhundert, J. J. Augustin, Glückstadt-Hamburg 1955.

5 Van der Smitten — Sammlung, Mennonitengemeinde Hamburg-Altona und van der Smitten Collection, Bethel College Historical Library, North Newton, Kansas.

HORST PENNER

NIEDERLÄNDISCHE TÄUFER FORMEN ALS BAUMEISTER, BILDHAUER UND MALER MIT AN DANZIGS UNVERWECHSELBAREM GESICHT

Dr. Kurt Kauenhoven zum 80. Geburtstag

Bürgerfreiheit und religiöser Individualismus beherrschen um 1500 die Lande zwischen Brügge und Emden. Als Luther 1517 das Signal zum Sturm auf die Bastionen der alten Kirche gibt, stehen Flamen, Holländer und Friesen als Avantgardisten auf dem linken Flügel der Reformation, unter ihnen auch viele Künstler als Individualisten par excellence. Täufer beherrschen von 1530 bis 1560 das Feld religiösen Fortschritts in Nord und Süd der Niederlande.

Seit 1525 greift Karl V., der Cäsar des Westens, mit harer Faust ein. Der Frühling religiöser, politischer und geistiger Freiheit wird unter ihm und seinem Sohne zunichte gemacht. Es gibt nur ein Entweder-Oder, kein Sowohl-Als-auch. Entweder du bleibst katholisch oder du mußt sterben, im günstigsten Falle darfst du in die Verbannung gehen. Herzog Alba wird zur Symbolfigur für dieses Niederwalzen der Freiheit.

Der Cäsar des Ostens ließ in jenen Jahren von seinen Kosaken Sibirien erobern, er stand noch mit dem Rücken gegen Europa. So blieb zwischen beiden Imperien ein Zwischeneuropa von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer, in dem die Freiheit damals noch nicht zu Grabe getragen wurde.

In Polen war noch immer wie zur Zeit des abendländischen Mittelalters der ritterliche Adel die staatstragende Schicht, der alle Freiheit gegenüber einem Wahlkönigtum blieb. Hier gab es ein Sowohl-Als-auch im religiösen Bekenntnis. Durch die im Jahre 1585 auch von den preußischen Ständen übernommene „Warschauer Konföderation“ schloß man einen Religionsfrieden, der alle Bekenntnisse einschließen sollte und somit auch den Mennoniten zugute kam. Die politische und religiöse Freiheit der deutschen Stadtrepubliken im polnischen Preußen wurde durch Danzigs erfolgreichen Kampf gegen den Polenkönig Stephan Bathory im Jahre 1577 spektakulär befestigt. Die wirtschaftliche Kraft der Hansestadt an der Weichselmündung, die in den ersten Jahren des 17. Jh. jährlich Brotgetreide für 2 Mill. Menschen

nach den Niederlanden verfrachtete, brachte ein stolzes Patriziat hervor, das die Heimatstadt mit prächtigen Bauten zu schmücken wünschte.

Dies war die politische Situation an den Gestaden der Nord- und Ostsee, als zu Beginn des Jahres 1573 eine Anzahl Lehrer und Diakone der Antwerpener Mennonitengemeinde und 16 Gemeindeglieder — unter ihnen Hans van Obbergen wohl als der vornehmste allein mit Namen genannt — auf ewige Zeiten aus Antwerpen verbannt wurden ¹.

Hans ist mit außerordentlich großer Wahrscheinlichkeit der Vater des 1543 in Mecheln geborenen Anthony van Obbergen, der in jungen Jahren am Bau der Zitadelle in Antwerpen mitgebaut hatte. Auch er verläßt damals Antwerpen, unternimmt Studienreisen zu seiner Unterrichtung in der Baukunst und im Befestigungsbau, die ihn, wie er selbst mitteilt, nach Ulm, Dresden und Breslau führten. Hierauf wandte er sich nach Dänemark, wo König Friedrich II. im Jahre 1574 am Oeresund den prächtigen Schloßbau begonnen hatte, den wir im Schlosse *Kronborg* als den ersten großen Renaissancebau in Dänemark kennen. 1577 ist Anthony van Obbergen bei diesem Schloßbau beschäftigt, im folgenden Jahre wird ihm die Bauleitung übertragen, die bis zur Vollendung des Baues 1585 in seinen Händen blieb ².

Der Bau von *Kronborg* hat Anthonys Ruf begründet. Bei der Lage des Schlosses am Sund, der meistbefahrenen Wasserstraße der damaligen Welt, die jährlich Tausende von Schiffen der hansischen Seestädte, namentlich aus Lübeck und Danzig, durchfuhren, konnte es nicht ausbleiben, daß die Kunde von dem stattlichen, wohl gelungenen Werke sich verbreitete und die Schiffer in ihrer Heimat den Ruhm des Baumeisters verkündeten.

Anthony wandte sich im Jahre 1586 nach der Vollendung des königlichen Schlosses wie mancher andere Künstler nach Danzig, wo er bei der regen Bautätigkeit der Hansestadt auf lohnende Beschäftigung rechnen konnte. Der Rat nahm seine Dienste alsbald bei der Neugestaltung der Befestigung Weichselmünde in Anspruch, für dessen Wallanlagen er ein Modell anfertigte und ein Gutachten verfaßte. Einen weiteren Auftrag erhielt er 1587 in dem Ausbau der bei der Belagerung von 1577 hart mitgenommenen Bedachung des Stockturmes; sie zeigte bis in unsere Tage die von ihm geschaffene Turmkrönung.

In demselben Jahre noch wurde ihm der *Neubau* des *altstädtischen Rathauses* übertragen, dessen bisheriger Fachwerkbau durch eine würdige Ausführung in Stein ersetzt werden sollte. Mit diesem Bauwerk hat Anthony van Obbergen eine hervorragende künstlerische Leistung vollbracht. Besonders meisterhaft ist die Stein- und Bildhauerarbeit ausgeführt, das

Niederländische Täufer

Hauptportal ist ein prächtiges Schaustück, der Ziergiebel und die beiden Ecktürmchen zeugen von feinem Verständnis für harmonische Wirkung. Das Ganze wird gekrönt von einem reich ausgestalteten Turm auf dem vorderen der beiden parallelen Walmdächer.

Noch während van Obbergen mit dem Rathausbau beschäftigt war, stellte ihn der Rat 1592 als Baumeister am Wallgebäude und 1594 als Stadtbaumeister an. In seinem neuen Amte hatte er hauptsächlich mit den damals in vollem Gange befindlichen großen Befestigungsbauten zu tun.

Außerdem schuf er wahrscheinlich die mit dem Stockturm in engste Verbindung gesetzte *Peinkammer* mit ihren überaus zierlichen Giebeln, die in ihrer Heiterkeit zu dem ernsten, in seinem Namen ausgedrückten Zwecke des Gebäudes in scharfem Gegensatz standen. Anthony van Obbergens Hauptwerk in Danzig aber ist das *Zeughaus*, für das er 1600 den Entwurf arbeitete und das er in den Jahren 1602—1605 ausführte. Das Zeughaus ist die prächtigste Leistung und der Gipfel der Danziger Renaissance.

Die Ausgestaltung der reichen Schauseite nach der Jopengasse zu mit ihren beiden Giebeln und beiden Ecktürmen und die kaum minder reiche gegenüberliegende Seite mit ihren vier Giebeln, die Sandsteineinfassungen der in den verschiedenen Geschossen zueinander verschobenen Fenster, der figürliche Schmuck aus Sandstein mit Verwendung von Goldbemalung — die in der Mitte des ersten Geschosses der Schauseite angebrachte Statue der Minerva, der davor stehende zierliche Brunnen — all das machte das Zeughaus zu einem Stolz der Stadt, das die Bürger liebten, die Fremden bewunderten und das noch bis in unsere Tage eine der wertvollsten architektonischen Sehenswürdigkeiten bildete.

Ein Bauwerk³, das in seinem ganzen malerischen Aufbau die Charakterzüge Anthony van Obbergens Schaffen trägt und das in seinem langen Erker und seinen Giebelformen eine gewisse Verwandtschaft mit der Architektur des dänischen Schlosses Frederiksborg zeigt, bei dessen Planung Anthony auch mitgewirkt zu haben scheint, ist das neben dem Frauentor stehende Haus der Naturforschenden Gesellschaft. Es wurde 1598—1599 durch van Obbergen erbaut und war neben dem Krantor mit seiner runden Kuppel das charakteristische Bauwerk am Mottlauufer. Darüber hinaus zeugte es bei seiner Erbauung vom Unternehmungsgeist Danziger Handwerker. Die beiden Schuhmachermeister Gebrüder Norden haben es erbauen lassen und darin in fabrikmäßiger Weise mit hundert Gesellen für den Export arbeiten lassen.

In den Jahren 1602—1603 hatte der Danziger Rat den Baumeister zeitweise auf dringendes Bitten des Thorner Rates freigegeben. Er leitete in

dieser Zeit nach seinen Entwürfen den Umbau des Rathauses in Thorn. Die Stadt Thorn, die in den beiden letzten Jahrzehnten des 16. Jh. eine Nachblüte erlebte, beschloß, ihr altes, aus der Blütezeit der Ordensherrschaft stammendes Rathaus innen und außen im Zeitgeschmack der Renaissance zu modernisieren. Der kunstsinnige Thorner Bürgermeister Stroband, dessen Familie aus Danzig stammte, war in seiner Heimatstadt auf Anthonys Kunstschöpfungen aufmerksam geworden und hatte ihn für diesen Umbau gewonnen. Das ganze Gebäude wurde um ein Geschoß erhöht, wobei die charakteristischen Blendnischen mit genau passend hergestellten Formsteinen weitergeführt und in gedrückten Spitzbögen abgeschlossen wurden. Um das Gebäude nicht zu lange seiner Bestimmung zu entziehen und schnell bauen zu können, ist die ganze Zierarchitektur auf Konsolen, die mit Büsten geschmückt sind, dem Mauerwerk vor- bzw. aufgesetzt. Das Motiv der an den Gebäudeecken ausgekragten Türmchen und der inmitten der Fronten aufgesetzten Ziergiebel erinnert an die Fassade des altstädtischen Rathauses in Danzig.

Der Umbau wurde mit größter Eile betrieben, denn bereits am 11. August 1603 ist das neue Rathaus eingeweiht und wieder in Benutzung genommen worden.

Über Preußen hinaus drang van Obbergens Ruhm: So verlangte 1593 der Erzbischof von Gnesen seinen Rat, 1594 wünschte Lübeck von ihm ein Gutachten über seinen Befestigungsbau. — Auch Privathäuser sind von Anthony in größerer Zahl in Danzig geschaffen worden, so u. a. die Predigerhäuser der Katharinenkirche.

Eine echte Künstlernatur voller Temperament, besaß Anthony van Obbergen gleichzeitig die gelehrte Bildung, die ein hervorragender Künstler damals brauchte. Diese, verbunden mit auserlesenem Geschmack, hat ihn wohl auch dazu befähigt, die künstlerische Ausgestaltung des rechtsstädtischen Rathauses zu Danzig in den Jahren 1593—1596 und 1608—1611 in Entwurf und Einzelgestaltung zu leiten. Seinem überlegenen Künstlertum, das ihn zu dem Maler Fredeman de Fries in Gegensatz brachte und die Beseitigung der von diesem geschaffenen Deckengemälde durchsetzte, verdanken wir die Neuschöpfung der prächtigen Decke des Roten Saales mit den Gemälden Isaacs von dem Block ⁴.

Daß Anthony van Obbergen sich eines großen Ansehens in Danzig und einer hervorragenden Stellung im vornehmsten Kreise der Bürgerschaft erfreute, beweist die Tatsache, daß er seit 1590 Mitglied der Christopherbank ist und 1591 auch Bruder der Reinholdsbank im Artushof wurde.

Erst nach zehnjährigem Wirken zum höchsten Ansehen der Stadt Danzig wird er am 17. Okt. 1596 *aus Gunst* mit dem Bürgerrecht eines Kaufmanns beschenkt⁵. Anthony war in erster Ehe mit Sarah de Meyer⁶ verheiratet, aus der zwei Kinder Esther und Daniel hervorgingen. Als er im September 1611 starb, war in ihm einer der größten Meister der nordischen Renaissance dahingegangen. — Zu Vormündern seiner Kinder wurden der auch aus Mecheln stammende Peter van Ehgen⁷, ein Verwandter der Familie, und sein Schwager David de Meyer vom Rat in Danzig ernannt.

Die vor Anthony van Obbergen arbeitenden Stadtbaumeister und Bildhauer hatten in Danzig die ihnen geläufigen und überkommenen Formen flandrisch-holländischer Bauweise eingeführt, sie hatten den *flandrischen Giebel* zum erstenmal in der Langgasse zur Anwendung gebracht. Die starren Absätze des Staffeligiebels sehen wir durch geschweifte Randgliederungen in malerischer Weise umgestaltet und die Wirkung des Emporstrebens verstärkt. Alle Zwickel werden mit dem Kern organisch verbunden. Die Fläche gliedern Pilaster, Hermen, Nischen und Steinbandwerk, in welches Rundfenster und Medaillonreliefs verwoben sind. Neben dem Staffeligiebel wird der flandrische der zweite bevorzugte Haupttyp und beherrscht die Danziger Giebelarchitektur bis in die letzten Jahrzehnte des 17. Jh. — Allmählich wird die flandrische Bauweise den östlichen Verhältnissen und Bedingungen angepaßt, so daß nichts mehr direkt übertragen und nachempfunden scheint. In der Innenkunst wie in der Außenarchitektur, namentlich in Portalen und Giebeln in ihrer Verbindung mit reicher figürlicher Plastik sowie in der Gestaltung der Turmaufbauten tritt die besondere *Eigenart der Danziger Renaissance* hervor. Sie erreicht ihre höchste Blüte als Innenkunst in den Gemächern des rechtsstädtischen Rathauses (Isaac v. d. Block), das im Aufbau der verschiedenen Fronten, allen Einzelformen und dem figürlichen Schmuck die Danziger Renaissance in ihrer glänzendsten Entfaltung zeigt.

Meister Anthony vertritt die malerische Richtung in der Hochrenaissance. Die Maßverhältnisse der Antike und ihre harmonischen Proportionen legt er, wie im Zeughause nachweisbar, dem Fassadenaufriß zugrunde und erzielt damit eine wohlabgewogene Massenverteilung und Geschlossenheit des architektonischen Charakters. Bei aller Freiheit und dem flandrischen Reichtum seiner glänzenden Erfindungsgabe erscheinen seine Schöpfungen an Fassadenbildern, Giebeln, Türmen, Portalen und den schmückenden Einzelheiten von der Grazie des Südens, nämlich Italiens, geläutert.

Der Renaissance in ihrer ganzen Breite aber verhilft die auch aus der flandrischen Stadt Mecheln stammende Künstlerfamilie *von dem Block* in Danzig zum Durchbruch. In enger Zusammenarbeit mit Anthony van Obbergen,

dem Sohn ihrer Vaterstadt, schufen sie als Stein- und Bildhauer, als Maler und Baumeister Hervorragendes.

Wilhelm von dem Block war der Sohn des François von dem Block, der aus adligem Geschlecht daselbst entsprossen, mit Ursula N. vermählt war. Wilhelm hatte in der Vaterstadt die Kunst des Stein- und Bildhauens erlernt und war als Mennonit schon in jungen Jahren ins freiheitliche Zwischen-europa ausgewichen. Hier treffen wir ihn Anfang der 1570er Jahre in Königsberg an, nachdem er die Tochter des Michael Wolff und seiner Gattin Catharina aus dem ostpreussischen Barten geheiratet hatte. Sie gebar ihm hier in Königsberg jene drei Söhne, denen der Mennonit die alttestamentarischen Namen Abraham, Isaac und Jacob gab und die den Namen der Familie in beiden Preußen und darüber hinaus berühmt machen sollten.

Wilhelm selbst hat in den Jahren 1578 bis 1582 ein großartiges Grabmal für die erste Gemahlin Elisabeth des Markgrafen Georg Friedrich gemeißelt, für das die Steine zu Schiff von der Insel Ösel nach Königsberg geschafft wurden. Das Kunstwerk, im Dom zu Königsberg aufgestellt, begründete den Ruhm des jungen Meisters und nahm den Herrscher Brandenburgs und Preußens so für ihn ein, daß er dem „Wiedertäufer“ am 20. März 1582 ein vorzügliches Zeugnis ausstellte. Von Königsberg wandte sich der Künstler nach Polen und fertigte im Auftrag des Königs Stephan Bathory ein Epitaph für dessen verstorbenen Bruder, den Fürsten von Siebenbürgen, das er auch an Ort und Stelle in Siebenbürgen aufrichtete⁸.

1584 kam Wilhelm von dem Block mit einer Empfehlung des Königs von Polen nach Danzig. Am 18. Juni desselben Jahres bot er dem Rat seine Dienste an und suchte mit Erfolg um die Erlaubnis zur freien Ausübung seiner Kunst in Danzig nach. Die Zunft der Maurer und Steinhauer mußte den „Wiederteuffer“, der nicht das Bürgerrecht erworben hatte, in ihrer Mitte aufnehmen, obwohl das Bildhauen eigentlich als „eine freie Kunst“ angesehen wurde.

Im Jahre 1587 wurde dem Meister Wilhelm von dem Block die Ausführung des als würdigen Eingang in die Stadt gedachten *Hohen Tores* übertragen. Er löste diese Aufgabe in den Jahren 1587/88 in ausgezeichneter Weise, er türmte das Tor aus gotländischen Quadern auf.

Das als das schönste Tor der deutschen Renaissance bezeichnete Gebäude erinnert an die Veroneser Festungstore Sanmichelis. Von dem Blocks Entwurf nahm die heute nicht mehr bestehende Porte St. Georgen in Antwerpen (1533) zum Vorbild, die ihrerseits auf den Trutzbauten in Verona beruht.

Mit den Eigenschaften der Verkehrsanlage verbindet das Hohe Tor die Erfordernisse des Bollwerks. Es war damals ein Grundsatz aller Architektur-

lehren, bei den Torbauten der strengeren Richtung den Vorzug zu geben. Deshalb vertritt der Bau die klassizierende Richtung in einer Zeit, die sich vollkommen in dem lebhaften malerischen Reichtum flandrischer Hochrenaissance gefiel. Die Wucht und Derbheit der toskanischen Formen verfeinerte Wilhelm von dem Block durch einen einzigartigen Schmuck der die Quadern überspinnenden Lorbeerzweige und verband damit den stolzen Wappenfries und das löwenbekrönte Abschlußgesims.

Gegen den an seinem Erfolg erwachten Neid der Gewerksgenossen, „die mir das Werk gern legen und das Steinhauen verbieten wollen, welche Freiheit mir vom Rat auf gnädige Fürbitte Königl. Majestät Stephani seligen Gedenkens gegönnt“⁹ und gegen ihre gehässigen Maßnahmen nahm ihn der Rat auf die am 17. Aug. 1590 gelesene Bittschrift in Schutz. Bei seinem wohlbegründeten Ansehen erhielt er weiterhin in Danzig, Thorn und Elbing sowie auch von dem König von Polen zahlreiche Aufträge.

In der Erfindung des Gesamtaufbaus lehnt sich Wilhelm gerne an berühmte Vorbilder an; die Zeichnung und Modellierung der Einzelteile dagegen wie auch die Meißeltechnik ist von hervorragender Schönheit. — Neben diesem öffentlichen Gebäude schuf v. d. Block eine größere Anzahl schöner Renaissancehäuser in den Hauptstraßen der Stadt, unter ihnen wahrscheinlich das 1612 hergestellte prächtige Gebäude in der Elisabethkirchasse.

Im Jahre 1593 erhielt Wilhelm einen besonders ehrenvollen Auftrag. Bei dem Ableben des schwedischen Königs Johann III. reifte in seinem Sohn Sigismund III., der seit 1587 die Krone Polens trug, der Entschluß, ihm im Übereinkommen mit dem schwedischen Reichsrat ein würdiges Denkmal zu errichten. Es waren politische und künstlerische Erwägungen, die ihn dieses Werk in der Kunstmetropole des polnischen Reiches, in Danzig, in Auftrag geben ließen. Der Ruf Wilhelms war weithin durch das Grabdenkmal der Markgräfin Elisabeth im Dom zu Königsberg begründet worden. Außerdem hatte den jungen König, der seit 1594 auch die Krone Schwedens trug, bei seinen wiederholten Besuchen in Danzig stets das trutzig-prächtige Hohe Tor am Eingang der Stadt beeindruckt. Es kam niemand anderes als Meister Wilhelm für das Grabmal zu Ehren seines Vaters in Frage, das ihm denn auch 1593 für die Summe von 4000 Reichstalern in Auftrag gegeben wurde. Die Arbeiten waren anfangs 1596 so weit vorgeschritten, daß die Überführung nach Uppsala vorbereitet werden konnte.

Inzwischen aber war es in dem Verhältnis des Königs zu den Ständen Schwedens und dem Regenten in Schweden, Herzog Karl, zu scharfen Spannungen vor allem wegen der katholisierenden Tendenzen des Königs ge-

kommen. Der Regent lehnte die Kostenübernahme für das Denkmal grundsätzlich ab.

Daraufhin übernahm die getreue Stadt Danzig den Anteilbetrag des Königs und zahlte sie dem Bildhauer W. v. d. Block aus. Bei der Weigerung des schwedischen Regenten hielt sich die Stadt an die fertigen Teile des Denkmals: der Rat ließ sie in Gewahrsam nehmen und in das große Zeughaus schaffen. Erst 1782 wurden die Denkmalsteile seitens der Stadt freigegeben und nach Schweden überführt. Die Aufstellung erfolgte in den Jahren 1817—18 in der Jagellonischen Kapelle des Doms zu Uppsala.

Durch künstlerische Auffassung und gute Arbeit zeichnen sich die liegende Figur des Königs in dem Nischengrab, die den Aufbau krönende Figur des Friedens, die vier Putten und die Allegorie der Weisheit als eigenhändige Werke Wilhelms von dem Block aus. Die mehr handwerklichen Bildwerke Davids, Salomos und der übrigen drei allegorischen Figuren sind zwar durch abweichende Auffassung bei flüchtigerer Arbeit als Werke eines Gehilfen in der Werkstatt von dem Blocks zu erkennen. Dennoch sind die Standbilder der beiden Könige von Juda sehr beachtenswert und in ihrer Haltung und malerischen Gewandbehandlung — mit den großen, straff geordneten Faltenzügen —, denn darin mischt sich der spätmittelalterliche plastische Stil des ausgehenden 15. Jh. mit der der Renaissance eigenen stärkeren Betonung des Körperlichen.

Wilhelm von dem Block starb 1628 und wurde am 21. Januar in der Marienkirche beigesetzt. Seine Werkstatt war in der Wollwebergasse gelegen. Von seinen Söhnen ist außer dem Maler Isaac und dem Stadtzimmermeister Jacob am bekanntesten der Architekt, Stein- und Bildhauer *Abraham von dem Block* geworden, der um das Jahr 1572 in Königsberg geboren, zusammen mit dem Vater nach Danzig kam. Als Stadtbildhauer war er es, der unter Anthony van Obbergens Oberleitung die figürlichen und ornamentalen Schöpfungen am Zeughause in Werkstein ausführte. Erst nach Anthonys Tode im Jahre 1611 wirkte er selbständig als Architekt an öffentlichen Bauten.

In den Jahren 1612 bis 1614 erhielt er den Auftrag, der Langgasse einen monumentalen Abschluß durch ein Tor zu geben, das keinerlei Befestigungszwecken dienen sollte. Er schuf so das *Langgasser Tor* mit seinen ionischen Säulen im Erdgeschoß, korinthischen Säulen im Obergeschoß. Auf diese Weise verschaffte er dem italienischen Renaissancestil in Danzig Eingang. — Wie konnte es auch anders sein, da Männer, wie Bartel Schachmann, Walter und Arnold von Holten und Johannes Speimann mit ihrer tiefgründigen klassischen Bildung und gereiftem, auf ausgedehnten Geschäftsreisen nach

Florenz und Rom erworbenem Kunstverständnis an der Spitze des Staatswesens standen. Ihrem unmittelbaren Einwirken auf den Künstler verdanken wir es, daß das Langgassertor und die Artushoffassade die glänzenden Vertreter der klassischen Spätrenaissance in Danzig sind. In das Obergeschoß des Langgassertors wurde ein Festsaal eingebaut, dem nach außen hin eine Ballustrade vorgesetzt wurde. Einigermaßen auffallend ist das gotische Sterngewölbe der Tordurchgänge, die beweisen, daß ihre Wertschätzung noch nicht geschwunden war.

In den Jahren 1616/17 gestaltete Abraham von dem Block die Südseite des Artushofes im Zeitgeschmack der Renaissance um. Dem alten gotischen Unterbau wurde statt des dazu gehörenden Giebels ein attikaartiges Geschoß aufgesetzt, das zwischen sieben korinthischen Pilastern vier große viereckige Fenster und zwei Nischen mit allegorischen Figuren zeigt. Über den neuen Vorbau ragt das alte, spitz zulaufende Dach, das damals durch eine Steinfigur gekrönt wurde, empor. Der ganze neue Giebel wurde durch reichen Goldschmuck, der untere gotische Teil der Fassade durch die Statuen von vier Helden des Altertums und durch ein prächtiges Portal geziert. Die teilweise Abwalmung des bisherigen Satteldaches wurde von dem Stadtzimmermeister Jacob von dem Block, seinem Bruder, ausgeführt, während sein anderer Bruder Isaac die Maler- und Staffierungsarbeiten (Vergoldungen) an der neuen Fassade besorgte. — Abraham hat auch den Entwurf zum neuen *Neptunsbrunnen* vor dem Artushof geliefert; die Bronzestatue Neptuns mit dem Dreizack wurde von einem Augsburger Meister gegossen, während er selbst in seinen letzten Lebensjahren an den Steinfiguren für den Springbrunnen arbeitete. Der Schöpfer des um 1620 errichteten Denkmals der Familie Koß in der Klosterkirche zu Oliva und des Marmor-epitaphs, welches der Bürgermeister Speimann für seine 1606 verstorbenen Schwiegereltern Simon und Judith Bahr in der Marienkirche anfertigen ließ, ist ebenfalls Abraham von dem Block. Einige Epitaphien, die er im Auftrag des Culmischen Bischofs Samoiski und des polnischen Unterkanzlers Tirley in Arbeit hatte, waren bei seinem Tode noch unvollendet.

Abraham hat eine Anzahl von Bürgerhäusern geschaffen, bei denen er die malerische Bauweise der Blendengliederung mit geschweiften flandrischen Giebeln bevorzugte, während er bei den öffentlichen Bauten der italienischen Renaissance Eingang verschaffte.

Abraham von dem Block war dreimal verheiratet, zuletzt seit 1620, nachdem am 11. Juni 1619 seine zweite Frau gestorben war, mit Elisabeth Kramer. Er starb am 31. Januar 1628 im Alter von 56 Jahren und wurde wie auch sein Vater in der Marienkirche beigesetzt.

Die Hauptarbeitsstätten der Bildhauer befanden sich an dem weiten Dominikspan, wo lautschallendes Arbeitsleben herrschte. Wie die Danziger Steinhauer geschätzt wurden, davon zeugt auch, daß König Sigismund III. 1611 den Rat ersuchte, ihm solche zum Bau eines Schlosses in Warschau zu schicken.

Der eben genannte Bruder Isaac von dem Block hat als Maler seine Hauptwerke im Repräsentationsbau der Stadt, dem Rechtsstädtischen Rathaus, geschaffen. Er ersetzte¹⁰ in den Jahren 1606—1608 die von Fredeman geschaffene Decke in der Sommerratsstube des Rathauses durch neue, auf Leinwand gemalte Bilder. Der Schnitzer Simon Hörl teilte damals die Decke durch künstlerisch hervorragende, vergoldete und bemalte Holzschnitzereien in zahlreiche Felder, in die Isaacs Bilder eingelassen wurden.

In schöner Abwechslung verherrlichen die 25 Einzelbilder die Macht und den Reichtum Danzigs. Ein Ovalfeld stellt die Vermählung von Land und Meer durch Ceres und Neptun dar, denen Merkur den klingenden Gewinn zuträgt. Ein anderes schildert eine Versammlung mit Hinweis auf den gläubigen und aufrechten Charakter der Ratsherren. Der Inhalt des ovalen Mittelfeldes ist besonders beziehungsreich: Vor einem Triumphbogen, auf dessen Plattform oben darauf die Stadt Danzig mit ihren Wahrzeichen sehr deutlich gemalt ist — der Arm Gottes faßt aus den Wolken die Spitze des Rathhausturmes — steht der Artushof. Auf seinem Vorplatz spielt sich das Getriebe der Ratsherren, Kaufleute und des übrigen Volkes ab. Um den Triumphbogen schlingt sich als Träger des Reichtums die Weichsel von ihrer Quelle in den Karpathen bis zur Mündung in die Ostseebucht.

Im Anschluß an diese Arbeit schuf der Künstler in den Jahren 1611—1614 für die Winterratsstube desselben Gebäudes fünf lünettenförmige Leinwandbilder allegorischen Inhalts. Zu gleicher Zeit muß auch für ein Gebäude Danzigs (vielleicht das altstädtische Rathaus) die neunteilige Decke gemalt worden sein, die auf rechteckigen, runden und elliptischen Feldern Szenen aus dem Alten und Neuen Testament und Mythologien darstellt (heute im Germanischen Museum in Nürnberg).

Eine andere Note schlug Isaac von dem Block dagegen auf den Bildern im *Empfangszimmer des Bürgermeisters* an, das sich in dem erst gegen 1600 ausgebauten ersten Stockwerk des Rathauses befindet. Drei von den sehr breitformatigen Leinwänden schöpfen aus der Geschichte Noahs, eine vierte schildert den Turmbau zu Babel. Mit diesen Gemälden verlassen wir die allegorisierende Atmosphäre. Als Schauplatz der alttestamentlichen Geschichten tut sich der geheimnisvolle Weltgarten des Frühbarock auf.

Das erste Bild verlegt das sündhafte Treiben der Menschen in tiefe Wälder und schildert den Zug aller lebendigen Geschöpfe in die Arche. Auf dem zweiten fliehen die Menschen vor den steigenden Wassern der Sintflut. In der wiedererstandenen Welt bringt Noah mit den Seinen dem Herrn ein Dankopfer. Das dritte, kleinere Bild zeigt die Trunkenheit Noahs. Auf dem Turmbau zu Babel ziehen die mit verschiedener Sprache geschlagenen Menschen in die vier Himmelsrichtungen.

Die Arbeitszeit an den Rathausbildern muß die Glanzzeit Isaacs gewesen sein. Doch lassen sich ihm noch einige andere sehr stattliche Bilder zuweisen: ein vielfiguriges allegorisches Gemälde, den Weg zum Laster und zur Tugend versinnbildlichend, in St. Katharinen sowie die Hochaltäre in St. Barbara und St. Bartholomäi. Der 1613 entstandene Altar von St. Barbara stellt das Abendmahl dar. Das hochformatige Bild ist mit seinem hohen Augenpunkt und den beiden mächtigen Profilgestalten im Vordergrund ein echtes Manieristenwerk. Desgleichen zeigt auch der 1617 vom Böttchergewerk gestiftete Hochaltar von St. Bartholomäi, der Christus in Gethsemane darstellt, großzügige Gewandfiguren, deren sich auflichtendes Rot und Grau in dunklen Brauntönen eingebettet ist. Alle diese Werke tragen die eigentümliche Mischung von wahrhafter Großzügigkeit, von Trockenheit und Formelhaftigkeit zur Schau, die die meisten Erzeugnisse dieser Epoche — bei aller Bewunderung — für uns heute schwer genießbar macht.

Isaac von dem Block, einer der hervorragendsten Maler, die je für die alte Hansestadt gearbeitet haben, starb ebenso wie Vater Wilhelm und Bruder Abraham im Jahre 1628. Vielleicht sind der Vater und die beiden Söhne einer ansteckenden Seuche erlegen.

Nur *Jakob von dem Block*, der vierte Künstler aus der Familie, überlebte die anderen um 25 Jahre. Am 6. Februar 1577 in Königsberg geboren, wurde er in seinem 11. Lebensjahre von seinem Vater nach Emden geschickt, wo er zu dem Architekten Arnold Sachse in die Lehre kam. 1592 kehrte er zu seinem Vater zurück, hier wurde Johann von Jülich (Gulich) auf dem städtischen Zimmerhofe sein Lehrmeister. Nach Beendigung der Lehrzeit wandte er sich am 1. Mai 1595 nach Holland und arbeitete fünf Jahre in verschiedenen Ländern als Gesell. In Dänemark war er einer der ersten Mitarbeiter an dem zur Krönungsfeier am 5. 9. 1596 in Kopenhagen errichteten Triumphbogen. Danach arbeitete er in Königsberg am herzoglichen Hofe und später in Elbing. Am 29. Okt. 1600 kam er nach Danzig zurück und heiratete im Jahre 1603 die Jungfer Magdalene Henrichsen. Er erwarb im gleichen Jahre das Bürgerrecht auf einen Hauszimmermann. Bei seinem Ansehen und Wohlstand wird er sogleich nach Gewinnung der Meister-

schaft zweiter Ältermann, also Kumpan oder Stellvertreter. Bei seiner vielseitigen Fachbildung, von der er bei seiner Bewerbung um das Amt des Stadtzimmermeisters sagt: „Auch auf die Architektur mich begeben, im Reißen auch geübt, dessen ich Probestücke fürlegen kann“, liegt die Vermutung nahe, daß der *bedeutendste Turmbau seiner Zeit* ihm anvertraut war und daß die Kirchenvorsteher von St. Katharinen sich an ihn wandten, als sie 1634 den Bau einer würdigen Bekrönung für ihren massigen Turm planten.

Sicher bezeugt ist, daß er nach den Kämmereibüchern 1616 auf verschiedenen Werkplätzen 41 Zimmergesellen beschäftigte, und zwar am Artushof bei der Herstellung des Dachstuhls, an der neuen Brücke beim Schloß (nach Brabank), im grauen Kloster, an der Fischerbrücke, auf dem Stadthof und an anderen Orten. 1617 stellte er den bis aufs Mauerwerk abgebrannten Turm über der St. Jakobskapelle an der Südostecke des Chors von St. Marien wieder her. 1618 hatte er den Hochaltar von St. Marien zu reinigen und zu vergolden. Wahrscheinlich ist auch die 1635 fertiggestellte Brücke des St. Jakobstors von ihm erbaut worden.

1637 tritt er von seinem Amt zurück wegen körperlicher Schwäche, wie er angab; doch erfreute er sich noch 16 Jahre seines Ruhestandes. Seit 1622 besaß er drei Erbe auf der Vorstadt in der Fleischergasse. Er starb am 5. April 1653. Zu seinen Lebzeiten wurden ihm 12 Kinder, 29 Enkel und 11 Urenkel geboren¹¹.

Unter den Gesellen Jakobs von dem Block ist Jan Janßen zu nennen, der 20 Jahre als Zimmermann bei den Ratsgebäuden gearbeitet hatte und auf seine am 31. 12. 1621 im Rat verlesene Bittschrift das Pfahlmeisteramt¹² bei Weichselmünde erhält.

Auch sein eigener Sohn Jakob hatte bei Jakob von dem Block gearbeitet, sich 1634 für die beiden Probejahre bei ihm einschreiben lassen. Leider wurde er ihm durch den Tod entrissen, als er sich zu Schiff nach Holland begeben hatte, um hier weitere Erfahrungen im Zimmerhandwerk zu sammeln.

Ein tüchtiger Werkmeister, der sich gleich Jakob von dem Block als gelernter Hauszimmerer auch auf Architektur verstand und namentlich im Wasserbau und in der Anlage von Wasserrohrleitungen und den dazu gehörigen Betriebseinrichtungen, Hebewerken und dgl. erfahren war¹³, ist der *Kunstmeister Jacob Joosten*¹⁴, ein geborener Holländer, der 1662 aus Danzig nach Riga gekommen war, um die neue „Wasserkunst“ herzustellen. Er war dort auch seit dem am 11. März 1666 erfolgten Einsturz des Turmes bei der Petrikirche, dem Wahrzeichen von Riga, beschäftigt¹⁵. Er entwarf

einen „Abriß von der face zu St. Peter, wie dieselbe wieder aufgebaut werden könne“. Der Rat vertagte seine endgültige Beschlußfassung und ließ von ihm, dem Ingenieur Scherenburg und dem Mauerermeister Hinrich Henike Pläne zum Turmbau entwerfen, wobei sein Entwurf den Herren des Rats am besten gefiel und mit geringen Änderungen an den Säulenordnungen und Fenstern am 11. April 1671 zur Ausführung unter seiner Oberleitung angenommen wurde. Schon 1669 war ihm die Herstellung eines neuen Dachverbandes über dem Mittelschiff zum Ersatz des alten schadhaften Dachstuhles übertragen worden. Im Mai 1675 ging Jost trotz mannigfacher Bitten des Rates, der ihn nur ungern ziehen ließ, aus Riga nach Danzig zurück, wo er sich wieder zu verheiraten gedachte, nachdem seine Gattin in Riga gestorben war ¹⁶⁾.

Von Danzig aus hat Jacob Joosten ein sehr bedeutsames Werk für die Stadt Elbing durchgeführt. Als Folge der harten Schicksalsschläge, die Elbing im 17. Jh. in den Schwedenkriegen trafen, war der Wohlstand der Stadt so geschwächt worden, daß man die Einfahrt in den Elbingfluß nicht gehörig unterhalten konnte. Die Mündung wurde schließlich so flach, daß keine Seeschiffe mehr einlaufen konnten.

Da rafften gegen Ende des Jahrhunderts Rat und Stadtgemeinde noch einmal alle Kräfte zusammen. Der Rat hatte „den ehrenfesten und wohlgeachteten Herren Jacob Joosten von Danzig anhero erbeten und durch die Herren Deputierten aus beiden Ordnungen nebst ihm solches Tief (Fahrrinne) besichtigen lassen und von gedachtem Herren Joosten verstanden, daß er willig und geneigt sei, solche Reparation durch Abschneidung des Nogatstroms und Auslegung des Bollwerks auf 190 Ruthen lang, bis dahin es 7 Fuß tief ist zum guten Stande und Effekt zu bringen. Dannenhero ein edler Rat solches ihm gefallen lassen und erbötig ist, sobald möglich die gehörigen Materialien an Bauholz, Planken und Strauch, auch das Volk, so viel dazu benötigt, nebst einem neuen Bagger und dazu gehörigen Prahmen ect. herbeizuschaffen. Auch weil Herr Jost nicht allezeit persönlich bei der Arbeit sein kann, einen guten und erfahrenen Werkmeister zu halten“ ¹⁷⁾.

Jost verpflichtete sich, innerhalb von zwei Jahren das Werk zu vollenden und die Fahrrinne auf eine solche Tiefe zu bringen, daß Schiffe mit 7 Fuß Tiefgang auch bei niedrigem Wasser durch das Bollwerk in den Elbinger Hafen würden einlaufen können. Für seine Mühewaltung, Planung und Bauaufsicht soll er 2700 Floren polnisch in drei Raten erhalten. Jost konnte seinen Vertrag einhalten. Am 22. August 1682 lief das erste Schiff zur

großen Freude der Bürger wieder in Elbing ein, was seit vielen Jahren nicht mehr geschehen war ¹⁸.

Die Zeit hoher politischer Macht und Wirtschaftsblüte war damals, wie wir sehen, für Elbing, aber auch für Danzig entschwunden. Das Goldene Zeitalter (1577—1626), das zwischen Danzigs Sieg über den Polenkönig Stephan Bathory und der Landung Gustav Adolfs an der Weichselmündung lag, war vorbei.

Wie der Hohn einer kleinen, engen Zeit mutet uns deshalb auch der Streit des Malers Enoch Seemann mit der flämischen Gemeinde in Danzig an, der auf den Druck der Gemeinde hin seine Porträts vernichten mußte und schließlich seine Vaterstadt verließ, um in der aufkommenden Weltstadt London zu Ruhm und Ehren zu kommen. Die Zeit der Blüte Danziger Renaissance, die von den flämischen Täuferflüchtlings Anthony van Obbergen und Wilhelm von dem Block ¹⁹ und dessen Söhnen getragen wurde, war endgültig dahin.

1 Karel Vos: De Doopsgezinden te Antwerpen in de 16. Eeuw. 1920, S. 374 f.

2 Simson: Geschichte der Stadt Danzig, Bd. II S. 557 ff. und Georg Cuny: Antonius van Obbergen; in: Zeitschrift für Bauwesen, Jg. 1906, S. 421 ff.

3 G. Cuny: Hieronymus und Antonius van Obbergen; in: Mitt. d. Westpr. Gesch. Ver., Danzig 1904, S. 51—57.

4 Einzelheiten s. unten S. 21 f.

5 Auch dies ein Beweis, daß Anthony ein Täufer war, denn ihm wurde wohl als erstem — wie später manchem anderen Täufer —, der der Stadt wertvolle Dienste leistete, das Bürgerrecht zugestanden. Siehe hierzu auch Mannhardt: Die Danziger Menn. Gem. S. 81 und Cuny: Danzigs Kunst und Kultur, S. 34 — Wie sehr nicht religiöse Bedenken, sondern einzig und allein das Interesse Danzigs bei der Aufnahme Fremder in die Stadt maßgebend waren, zeigt das Beispiel des Hans Steffens. Das Interesse Danzigs hieß: Ruhm der Stadt durch herrliche Bauten, Schutz des einheimischen Gewerbes vor fremder Konkurrenz. — Am 7. 3. 1575 erhält *Hans Steffens* aus Herzogenbusch, ein Brabanter, vom Rat die Erlaubnis, hier ansässig zu sein, obwohl er vermöge der Stadtprivilegien als *Wiedertäufer* des Bürgerrechts nicht fähig, wird bei ihm, weil er ein Stein- und Bildhauer ist, eine Ausnahme gemacht (Cuny: Danzigs Kunst und Kultur, S. 74).

6 de Meyer ist die flämische Form unseres „Meyer“.

7 Es handelt sich um die auch in den Niederlanden bekannte taufgesinnte Familie van Ehgen, die im Mennonitenverzeichnis von 1681 in Danzig als van Ecken figuriert. In Westpreußen wird „g“ häufig zu „k“ (etwa das schweizerische Gerber zum westpr. Kerber). Die aus Mecheln stammenden Mennoniten und auch der aus der Antwerpener Gegend stammende Hendrik van Roosenvelt schließen sich eigenartiger Weise der friesischen Gemeinde an, vielleicht, weil sie duldsamer war. Leider sind die Kirchenbücher der Vereinigten friesischen und hochdeutschen Ge-

meinde in Danzig verloren gegangen. In der Montauer friesischen Gemeinde finden wir die Flamen Roosenvelt und (von dem) Block, Hans von Mecheln 1586 bei der friesischen Gemeinde im Kleinen Werder. — Zum kriegischen Vormund der zweiten Frau Anthonys wird Friedrich (van der) Horn bestätigt. 1623 war bei der Ausführung zweier Bastionen, die 1623 zum Schutz der Steinschleuse angelegt wurden, der holländ. Ingenieur Jan van der Horn tätig, vielleicht ein Sohn des Vorgenannten. In den ostfriesischen Menn. Verz. gibt es den Namen im 17. Jh. als „van Horn“. Der Name erscheint in der Konsignation von 1776 in Westpr. mit 6 Familien, die sich auch der friesischen Richtung vornehmlich im Kleinen Werder angeschlossen hatten. Das „van der (dem)“ verschwindet im 17. und 18. Jh. in Niederdeutschland. Bei uns können wir das am besten an dem Namen van dem Dyck verfolgen. 1650 hieß mein Vorfahr Peter van dem Dyck, heute gibt es nur noch Dycks.

8 Carl Knetsch: Die Künstlerfamilie von dem Block in Danzig; in: Mitt. d. Westpr. Gesch. Ver., 1903, S. 26—32 und Friedrich Gause: Geschichte der Stadt Königsberg, I, S. 336.

9 Cuny: Danzigs Kunst und Kultur, S. 75 f.

10 siehe oben, S. 15 f.

11 Von ihm und seinem Bruder Abraham, der auch eine größere Anzahl Kinder hatte, dürften die Blocks aus der Montauer Gemeinde abstammen. In nordwest-deutschen Landen — also auch in Flandern — wurden im Mittelalter viele Namen mit van dem Dyck, von dem Block, van der Horn, van dem Walle, von der Lippe gebildet. Das „van dem“ fällt nach Bach: Deutsche Namen in hist.-geogr. Sicht (in: Der Deutschunterricht, Jg. 9, H. 5, S. 10) im 17. u. 18. Jh. fort, und es entstehen die mennonitischen Namen Dyck, Block, Horn, Wall, Lippe (Lepp, Loepp).

12 Vorstand des Seezollamtes.

13 Es wird hier darauf verzichtet, auf Adam Wiebe einzugehen, der als Ingenieur und Wasserbaumeister Hervorragendes in Danzig geleistet hat und der weitberühmte Erfinder der Drahtseilbahn ist, weil er vornehmlich im Wasser- und Befestigungsbau tätig war. Vgl. über ihn: K. Schottmüller: Adam Wiebe, ein Danziger Ingenieur im 17. Jh.; in: Mitt. d. Westpr. Gesch. Vereins, 1911.

14 Vgl. Danziger Mennonitenverzeichnis von 1681, wo er als Kaufmann genannt wird. Die Baumeister werden unter dem vornehmsten Stand, nämlich dem der Kaufleute eingereiht, weil es eine Gilde der Baumeister wegen ihrer geringen Zahl natürlich nicht geben konnte.

15 Vgl. „Das mittelalterl. Riga“ bearb. von W. Neumann, Berlin 1892, S. 34 ff.

16 Vielleicht wollte er in Danzig eine mennonitische Frau suchen, die er in Riga wohl kaum gefunden hätte.

17 Vertrag abgedruckt bei Toeppen: Beiträge zur Geschichte des Weichseldeltas, S. 111 f.

18 Fuchs: Beschreibung der Stadt Elbing ect., Bd. I, S. 338 f.

19 Die „Blocks“ zum mindesten gehörten der freieren „friesischen“ Richtung der Täufer an.

HORST PENNER

BILDER ZUR LANDGEWINNUNG DER MENNONITEN IM WEICHSELDELTA

(Text zu den Fotos und Zeichnungen im Bildteil)

Die Karte zeigt das Weichseldelta im Urzustand um 1300. Eingezeichnet ist der vom Ritterorden zum Schutz der großen Insel (Werder heißt Insel) zwischen Weichsel und Nogat um 1320 angelegte Ringdeich. Dadurch wurden die Frühjahr- und Sommerhochwasser des Stromes dem Gr. Werder ferngehalten. *Windschöpfungsmühlen* mahlten das überschüssige Wasser aus diesem Polder heraus, in dem das Scharpausche Fischereigebiet im NW abgedeicht wurde und als Wasserbecken während der Ordenszeit bestehen blieb. Das Wasser wurde im übrigen durch zahlreiche Entwässerungsgräben einem Hauptgraben zugeführt. Aus diesem hoben die Wurfräder der Mühle das Wasser in eine Vorflut, die ihrerseits frei in das Haff entwässerte.

Trotzdem konnten große Strecken dieses Polders nicht gründlich entwässert werden. Petershagen bei Tiegenhof wird zur Ordenszeit als ein Dorf genannt, daß nur „Wasserhuben und Außendeiche“ besitze. Unsere niederländischen Mennoniten haben neben den ordenszeitlichen Windschöpfungsmühlen (siehe verschiedene Abbildungen) Windmühlen ihrer Heimat eingesetzt, deren Triebwerk auf eine sogenannte Schnecke ging, die das Wasser hochschraubte, hochpumpte, um es in einen höher gelegenen Vorfluter abzuleiten und so das niedrig gelegene Land zu entwässern. Das Prinzip glich einem heutigen Fleischwolf, der auch eine solche Schnecke hat, nur daß man sich die Schöpf-Schnecke erheblich größer denken muß mit einem Durchmesser von ungefähr 80 cm und einer Länge von 6 m. Mit dieser aus Holz gedrechselten Schnecke, die in einer schräg nach oben gelegten Rinne arbeitete und die von dem Windmühlenwerk angetrieben wurde, wurde das Wasser gehoben und ausgemahlen*. — Auf diese Weise haben unsere mennonitischen Altvorderen die 470 qkm großen unter dem Meeresspiegel gelegenen Gebiete der drei Werder trockengelegt.

Um von der Gunst des Windes unabhängig zu werden, erfand man die *Roßmühlen*. Das eigentliche Antriebswerk liegt hier frei auf der Erde und ist nur durch ein Strohdach auf 8 Pfosten geschützt.

* Laut Mitteilung von Oberbaurat Fritz Fieguth, Münster.

Ein Teilstück der oben genannten Scharpau im Bereich des späteren Dorfes Beyerhorst, der „Krikerwald“, zeigt uns auf einer aus der Vogelperspektive um 1600 gezeichneten Karte ein Stück des Urwerders, nämlich eines mit freien Wasserflächen durchsetzten Sumpfwaldes.

Die *Bildkarte* zeigt folgenden Befund: An den Rändern auf den auch jetzt höheren Stellen ist Wald eingezeichnet; in der Mitte ist eine mit einzelnen Büscheln von Haffbinsen durchwachsene, sonst freie Wasserfläche vorhanden, auf welcher von einem Boote aus ein Mann mit großem Schlagnetz Entenfang betreibt. Die im unteren Teil anschließende Schwentekampe ist mit Baumstubben besetzt, sie ist also eben abgetriebener Wald; sie grenzt an der rechten Bildseite an die Linau.

Dieser Befund entspricht vollkommen den heutigen Verhältnissen (s. Kartenskizze). Die auf der Bildkarte von 1600 als Erlenhorste dargestellten Flächen liegen an den höchsten Stellen. Dort wo die Karte vor 350 Jahren freies Wasser zeigte, liegt das Gelände 1,2—1,4 m unter dem Meeresspiegel. Aber im Kl. Werder gab es weite Landflächen, die bis 2 m unter dem Meeresspiegel lagen. In solch einem Gelände sicherten sich die friesischen und nordholländischen Einwanderer vor Überschwemmungen durch das Aufkarren einer niedrigen Erderhöhung (Warft), auf der der sonst übliche Langhof wegen des Platzmangels durch Abknicken der Scheune zum *Winkelhof* wurde. Einen solchen rings von hohen Bäumen umstandenen Winkelhof auf den Nogathoffkampen zeigt unser Bild. Wie bei den meisten derartigen Höfen ist hier der Stall etwas breiter als das Wohngebäude und die Scheune wieder etwas breiter als der Stall angelegt, und ebenso sind die Höhen der drei einzelnen Teile nacheinander etwas größer genommen. Auf diese Weise erhält die Anlage eine charakteristische Staffelung in Breite und Höhe.

Die Haustür liegt beim mennonitischen Winkelhof niemals an der Giebelseite des Hauses, sondern stets an seiner Längsfront. Durch die Haustür betritt man einen Flur, in dem meist eine messingbeschlagene Wäschekiste steht. An der dem Innern zugewandten Längsseite liegt eine „schwarze Küche“. Von hier aus werden die Wohnräume durch Hinterladeöfen beheizt.

Den Stall, der durch eine Verbindungstür vom Wohnhaus aus begehbar ist, durchschreitet man in einem Längsgang; rechts und links davon ist das Vieh untergebracht. Man gelangt dann in die Quertenne der Scheune, an die sich der eigentliche Scheunenraum mit zwei niedrigen Abseiten anschließt.

J. B. TOEWS

DIE TÄTIGKEIT BENJAMIN HEINRICH UNRUHS während der Auswanderung aus Rußland in den Jahren 1919—1923

Planung zur Auswanderung

Die meisten von uns verbinden das Gedächtnis an B. H. Unruh mit seiner dramatischen Rolle als Helfer der russischen Mennoniten, die seit dem Herbst 1929 mit einer Anzahl lutherischer und katholischer Leidensgenossen aus ihren Heimatorten nach Moskau flohen und dort verzweifelt um eine Auswanderungsgenehmigung nachsuchten. Seine Schrift „Fügung und Führung im mennonitischen Welthilfswerk 1920—1933“*, die nach seinem Tode herauskam, zeugt davon, mit welcher Energie er sich für seine in Not geratenen Glaubensbrüder einsetzte. Jenes Ereignis machte Schlagzeilen in aller Welt, und vielleicht ist darin der Grund zu suchen, warum es seinen Namen mit großer Führerschaft im Weltmennonitentum verbindet. Im zweiten Weltkrieg verlor Unruh sein gesamtes Archivmaterial. Glücklicherweise aber finden sich in mehreren Archiven Duplikate seiner Korrespondenz, die heute in Nordamerika aufbewahrt sind. Sein ausgeprägter Sinn für das Wichtige und für Historie veranlaßten ihn, anfangs der zwanziger Jahre besonders viele Arbeitsberichte zu verfassen¹. In ihnen begegnen wir einem Mann, der in den Jahren von 1923 bis 1927 ebensoviel für die Auswanderung aus Rußland getan haben dürfte wie während der dramatischen Ereignisse von 1929 und 1930, nur war das weniger augenfällig.

Seit Ende 1919 war Unruh eifrig bemüht, Auswanderungsmöglichkeiten für die Mennoniten aus Rußland zu erkunden — seit dem Tage, als die Siedlungen an der Molotschna in der Ukraine eine allgemeine Konferenz der Dorfvertretungen in Rückenau zusammengerufen hatten, um Antwort zu finden auf so manche bedrückende Frage². Nach längerer Beratung entschloß sich die Konferenz dazu, eine besondere Kommission zu bilden, die in Nordamerika und in Europa Einwanderungsmöglichkeiten erkunden und Ansiedlungsgebiete begutachten sollte. Die sogenannte „Studienkommission“ war als Bindeglied gedacht zwischen den Mennoniten in Rußland und den Glaubensbrüdern in Amerika und Europa. Sie bestand aus drei Mitgliedern:

* Herausgegeben vom Menn. Gesch. Ver., Schriftenreihe Nr. 8, Karlsruhe 1966.

Die Tätigkeit Benjamin Heinrich Unruhs

Der Vorsitzende war A. A. Friesen; der Sekretär war B. H. Unruh; der Sachverständige für kaufmännische Fragen war C. H. Warkentin.

Die drei Delegierten verließen Rußland am 1. Januar 1920 über die Krim und Konstantinopel, sie trafen am 13. Juni 1920 in New York ein und trennten sich wieder nach einer ergebnisreichen Reise durch die Vereinigten Staaten und durch Kanada. Der Sekretär B. H. Unruh traf am 1. November 1920 in Europa ein, der Vorsitzende A. A. Friesen blieb mit C. H. Warkentin in Amerika — so sollte die Studienkommission für ihren Auftrag eine möglichst breite Basis gewinnen. In Karlsruhe/Deutschland eröffnete Unruh sein Büro, das späterhin zum unersetzlichen Bindeglied zwischen den Mennoniten in Rußland und einer Anzahl ausländischer Regierungen werden sollte.

Eine der Aufgaben der Studienkommission war es, die holländischen Mennoniten stärker für das Auswanderungsvorhaben zu erwärmen. Deshalb wandte sich Unruh gleich nach seiner Ankunft in Europa an A. K. Kuiper (Pastor der Amsterdamer Gemeinde) sowie an T. O. H. Hylkema (Pastor der Giethorner Gemeinde), der in den Jahren von 1914 bis 1920 einen engen Kontakt zu den Mennoniten in Rußland aufrechterhalten hatte³. Unruh wollte gerne alle holländischen Gemeinden in einer allgemeinen Konferenz zusammenrufen, um ihnen die drängende Lage vor Augen zu stellen. Kuiper hatte Bedenken dagegen, er versprach sich mehr von anderen Wegen. Er machte Unruh mit Bernard Loder* bekannt, der Mitglied der Rotterdamer Gemeinde war und zum „Raad van State“** sowie zum Haager Schiedshof gehörte, an dem seit 1899 internationale Streitigkeiten geschlichtet wurden. In der Unterredung mit Loder stellte sich heraus, daß die holländische Regierung eine Hilfeleistung nicht geben konnte⁴.

Unruh bemühte sich weiterhin darum, die holländischen und deutschen Mennoniten stärker für das Hilfsprogramm in Rußland zu erwärmen und hatte damit auch — namentlich in Holland — großen Erfolg. Zusammen mit Hylkema machte er den Vorschlag, die damals unter dem Vorsitz von

* Dem Artikel in ME III, Sp. 385 ist hinzuzufügen, daß der Vater von B. Loder der einzige Sohn war aus der ersten Ehe von Frau Geertruida Mabé verw. Loder (ML III, Sp. 181) der späteren Gattin von Samuel Muller. Frau A. K. Kuiper (Henrietta Sophia Muller) war somit eine Cousine von Bernard Loder.

** Ein Organ, das neben Regierung und Parlament besteht, zur Aufsicht und Beratung, aber auch zur Entscheidung von Kompetenzfragen, also eine nicht-politische Instanz.

(Beide Informationen wurden uns von Ds. F. Kuiper, Krommenie Niederlande, übermittelt)

A. K. Kuiper bestehende „Steunkomissie“ (kleines Komitee zur Unterstützung russisch-mennonitischer Flüchtlinge) in eine größere Hilfsorganisation umzuwandeln. Im Dezember 1920 wurde dieser Fragenkomplex in Amsterdam durchgesprochen und nach längerer Beratung beschlossen, daß die „Steunkomissie“ in die „Algemeene Commissie voor Buitenlandsche Nooden“ (ACBN) umgewandelt werden solle. Bald schon spielte die neugebildete Organisation mit A. Binnerts (Pastor von Haarlem) als Vorsitzendem, seinem Mitarbeiter T. O. Hylkema und dem Sekretär D. Woelinga (Postbeamter in Vlissingen) eine wesentliche Rolle in der Beschaffung von Hilfsmaterialien für die Mennoniten in Rußland.

Die Nachkriegskatastrophe in Rußland hatte die deutschen Mennoniten bereits 1918 auf den Plan gerufen. Am 3. und 4. April war auf einer Konferenz der süddeutschen Mennoniten die Ansiedlung der russischen Mennoniten in der damaligen deutschen Kolonie Westafrika erwogen worden. Deutschlands Niederlage machte den Plan dann undurchführbar. Als die Studienkommission im April 1920 in Heilbronn mit führenden süddeutschen Mennoniten zusammentraf, wurde die Frage ein zweites Mal erörtert und die Gründung einer Hilfswerkorganisation grundsätzlich genehmigt. Der gute Vorsatz wurde in die Tat umgesetzt, als sich erwies, daß die russischen Mennoniten, die bereits in Deutschland angekommen waren, dringend Lebensmittel und Bekleidung benötigten. Am 22. November 1921 * wurde in Ludwigshafen ein Hilfswerk ins Leben gerufen, das von allen deutschen Mennoniten gemeinsam getragen werden sollte. Uner dem Vorsitz von Christian Neff entstand die „Mennonitische Flüchtlings-Fürsorge“ (MFF), die später in „Deutsche Mennonitenhilfe“ (DMH) umbenannt wurde.

An Plänen zu einer internationalen Zusammenarbeit mangelte es nicht. Am 17. Februar traf Orie O. Miller in Ludwigshafen als Vertreter des „American Mennonite Relief“ (AMR) mit Vertretern des deutschen Hilfswerks zusammen, und am 21. Februar kam es in Amsterdam zu einem ähnlichen Treffen mit dem holländischen Komitee. Im einzelnen ging die Diskussion um die Konstantinopel-Flüchtlinge, ganz allgemein aber wurde hier die Grundlage gelegt für eine breite Zusammenarbeit der drei Komitees⁵.

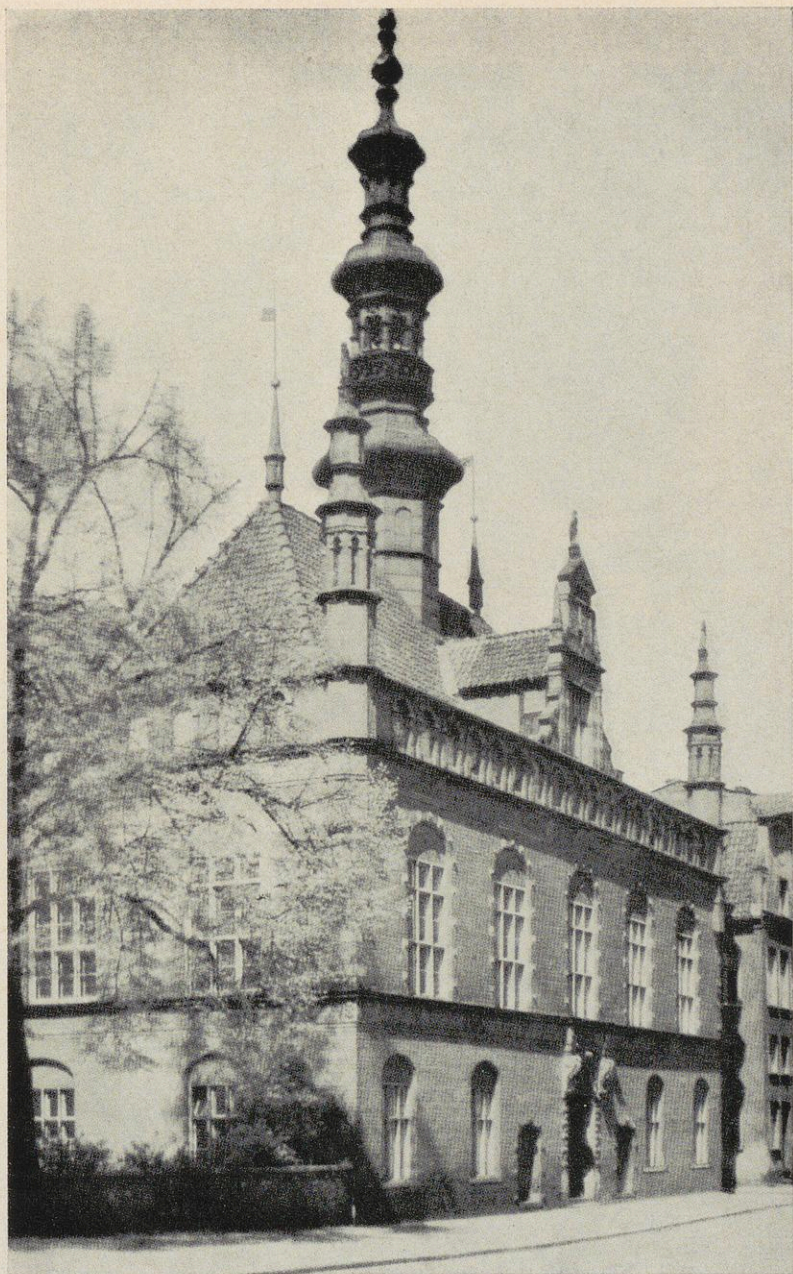
Das Problem des russischen Mennonitentums war Unruh so wesentlich, daß er Kontakt suchte zu allen religiösen Gemeinschaften und Konfessionen, die

* Das ist laut Protokoll Nr. 1 (Ludwigshafen a/Rhein, geschehen am 22. November 1921) das offizielle Gründungsdatum der MFF. Die Angaben in ME IV, 285 und ML III, 107 sowie in „Fügung und Führung“, S. 13, sind ungenau, es sei denn, das Protokolldatum wäre ein Irrtum. J. B. Toews

aus innerer Überzeugung oder aus Interesse Anteil nahmen an der Not der russischen Mennoniten. Vor seiner Reise nach Amerika hatte er bereits Verbindung gesucht zu den Vertretern lutherischer und katholischer Ansiedler in Rußland, die in Berlin einen losen Verband gebildet hatten. Religiöse und politische Differenzen innerhalb des Verbandes aber machten jede engere Zusammenarbeit unmöglich. Das besondere Interesse Unruhs galt den englischen Quäkern. Sie hatten eine den Mennoniten ähnliche religiöse Struktur und — das fiel noch mehr ins Gewicht — von der Moskauer Regierung bereits die Erlaubnis zu einer Hilfswerkarbeit in Rußland bekommen. Unruh plante eine Reise nach England, auf der ihn Hylkema begleiten wollte.

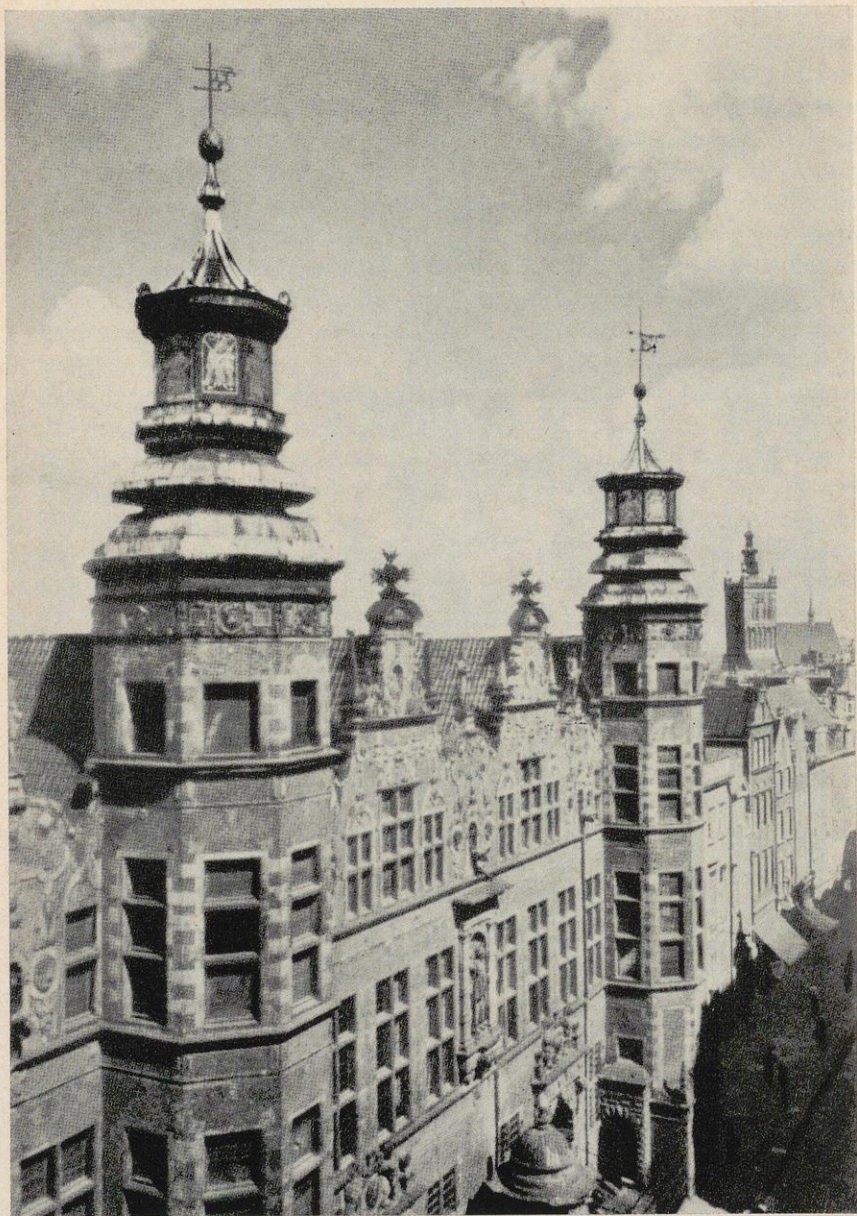
Nach langem Warten erhielt er sein Visum. Am 21. Februar 1921 reisten die beiden Abgeordneten nach England ab, wo sie bis zum 3. März blieben. Der Aufenthalt, der rein informatorisch war, brachte auch die ersten wertvollen Kontakte, insbesondere zu den Quäkern. Der Sekretär des „Friends War Victim Relief Committee“, das bereits in Rußland arbeitete, versprach den Hilfsbestrebungen der Mennoniten volle Unterstützung, und englische Baptistenführer versicherten, daß ihre Gemeinschaft durchaus bereit sein dürfte, die russländischen Mennoniten zu unterstützen. Am 25. Febr. fand eine wichtige Unterredung statt mit dem betagten Viscount Lord James Bryce, bedeutender Historiker, Jurist und Politiker, der in den Jahren 1907—1913 britischer Botschafter in den Vereinigten Staaten gewesen war⁶. Bryce war voller Anteilnahme für die notvolle Lage der russischen Mennoniten, glaubte aber, daß die britische Regierung offiziell kaum etwas für die Auswanderungsbewegung aus Rußland tun könne. Er händigte Unruh und Hylkema aber Empfehlungsschreiben aus für die Hochkommissare von Kanada und Südafrika.

Am 3. März hatten Hylkema und Unruh eine Unterredung mit einem der engsten Mitarbeiter von Premier Lloyd George, dem sie zwei Fragen vorlegen konnten: War die britische Regierung bereit, eine mennonitische Auswanderung aus Rußland zu unterstützen? War eine Einwanderung in eine der britischen Kolonien denkbar? Die Antwort war typisch bürokratisch: Nach Vorlage eines Memorandums könne sich die Regierung mit der ersten Frage befassen. Die Einwanderungsgenehmigung in ein britisches Dominion erteile das Dominion selbst, die britische Regierung habe keinen Einfluß darauf. Am Schluß hatte Unruh die Überzeugung gewonnen, daß eine zuverlässige Hilfe nur bei den Quäkern lag, vielleicht noch bei den Baptisten. Nach seiner Rückkehr verfolgte er einen Plan nach dem anderen, der seinen Brüdern in Rußland Hilfe versprechen konnte. Nahezu für zwei Jahre

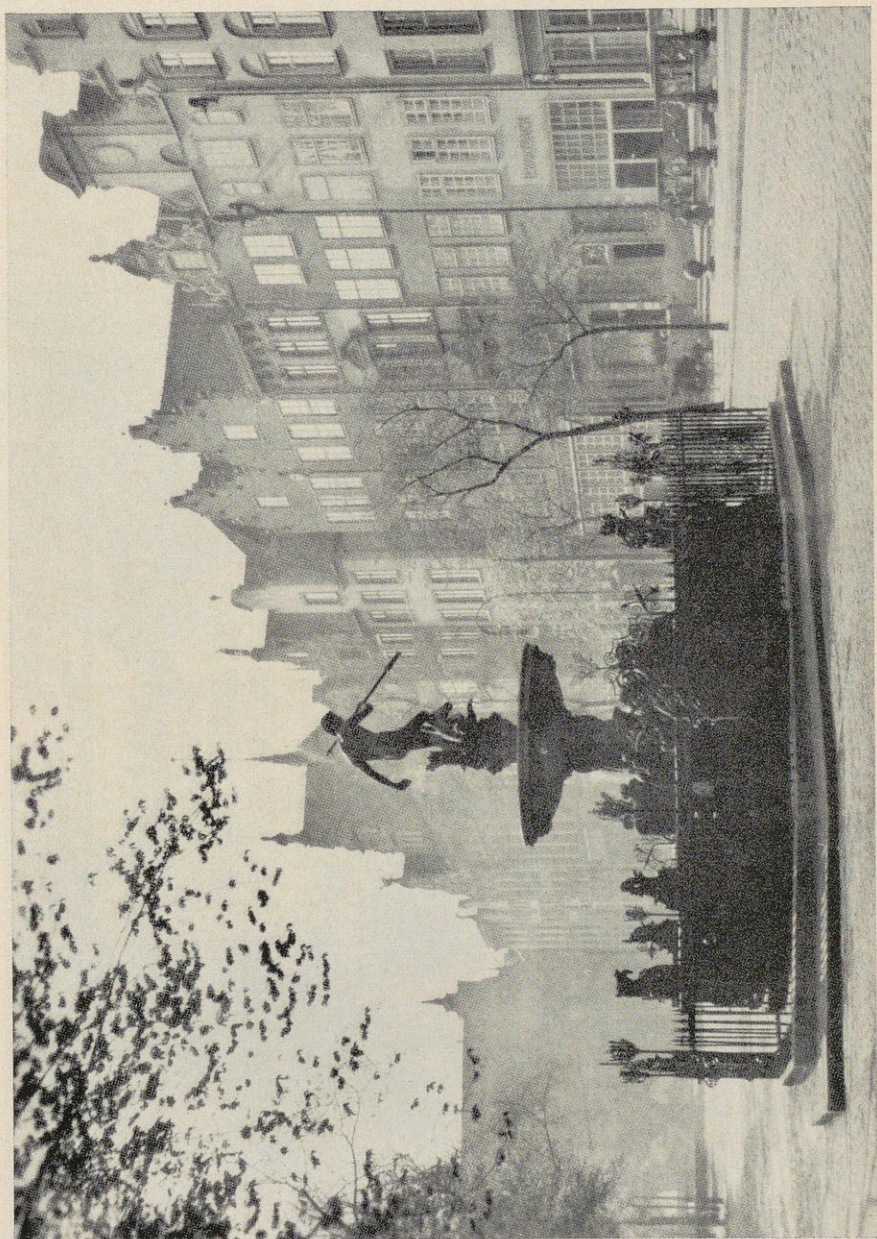


Das altstädtische Rathaus in Danzig.

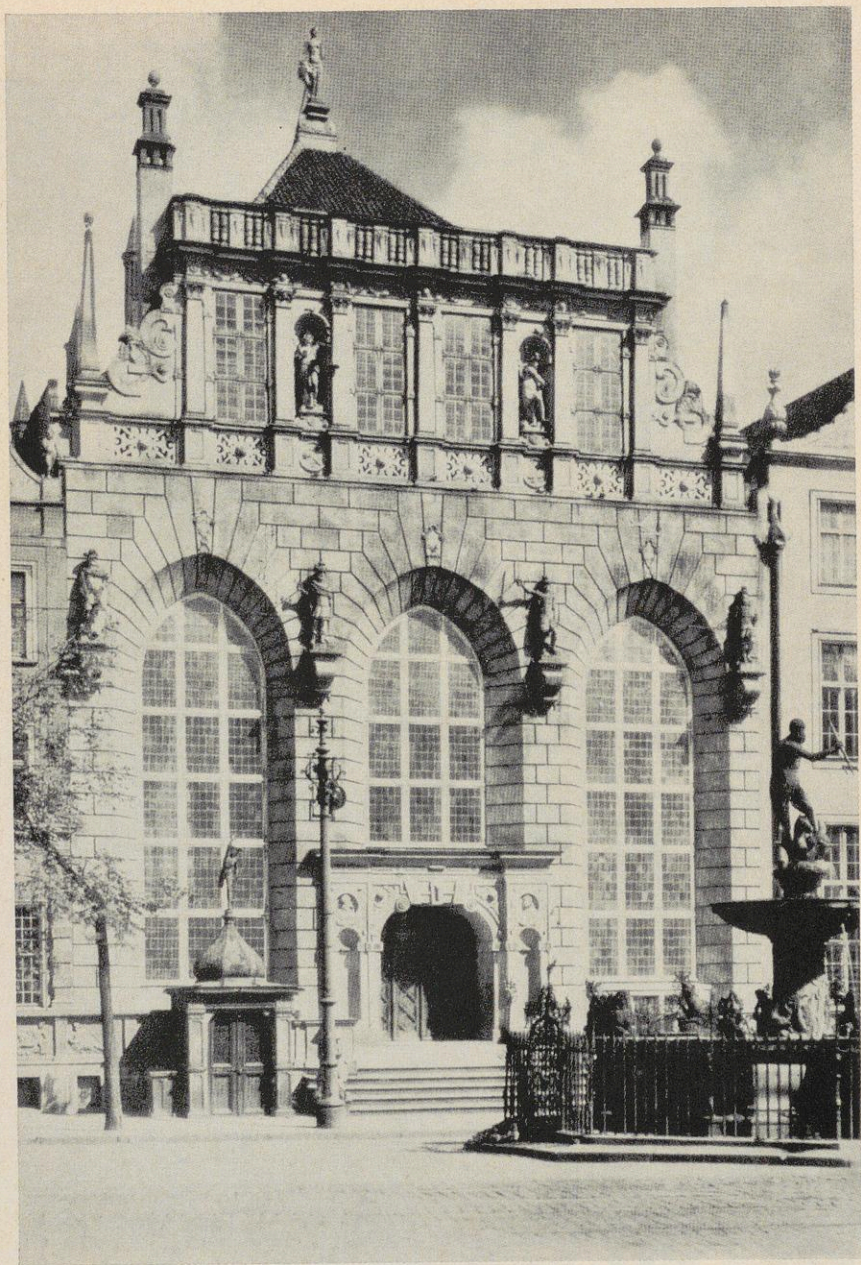
Die Bilder auf diesen Seiten veranschaulichen den Beitrag von H. Penner
„Niederländische Täufer ...“



Fassade des Zeughauses.



Langer Markt mit Neptunsbrunnen.



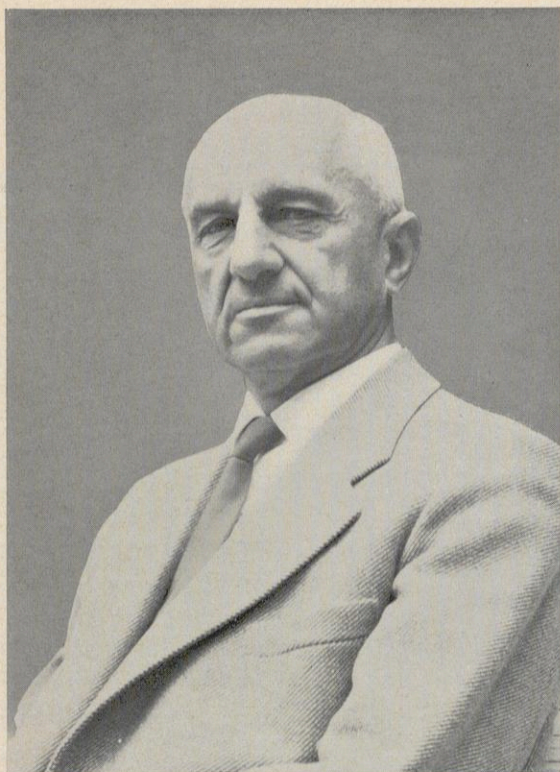
Der Artushof mit seiner Renaissance-Fassade.



Stockturm und Hohes Tor.

Unten: Hölzernes Windschöpfwerk mit Wurfrad, seit der Ordenszeit so gebaut.

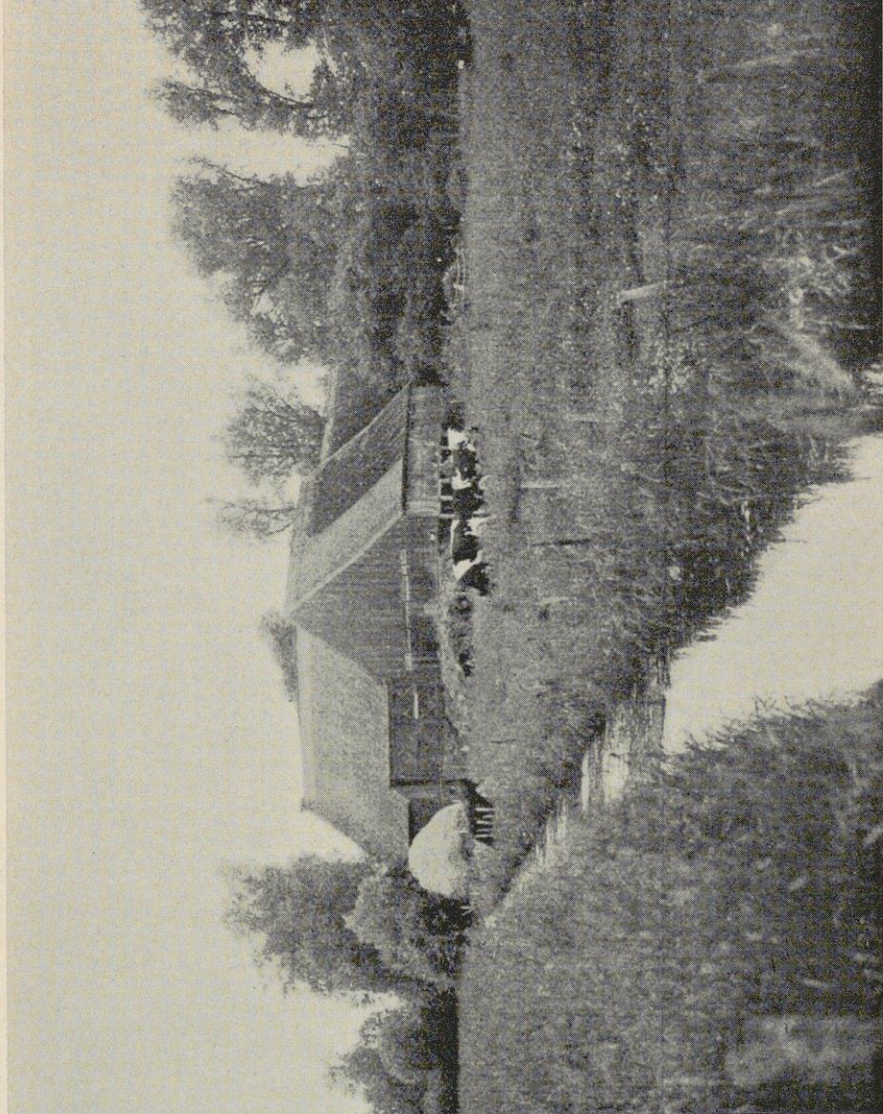
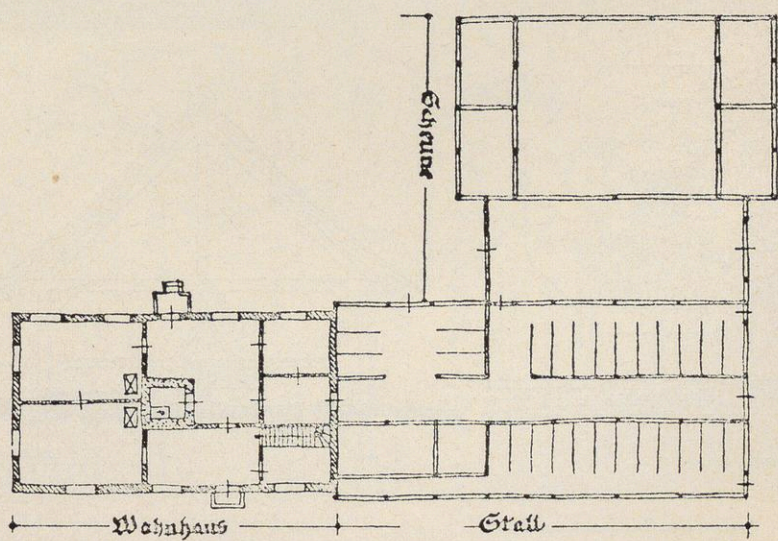




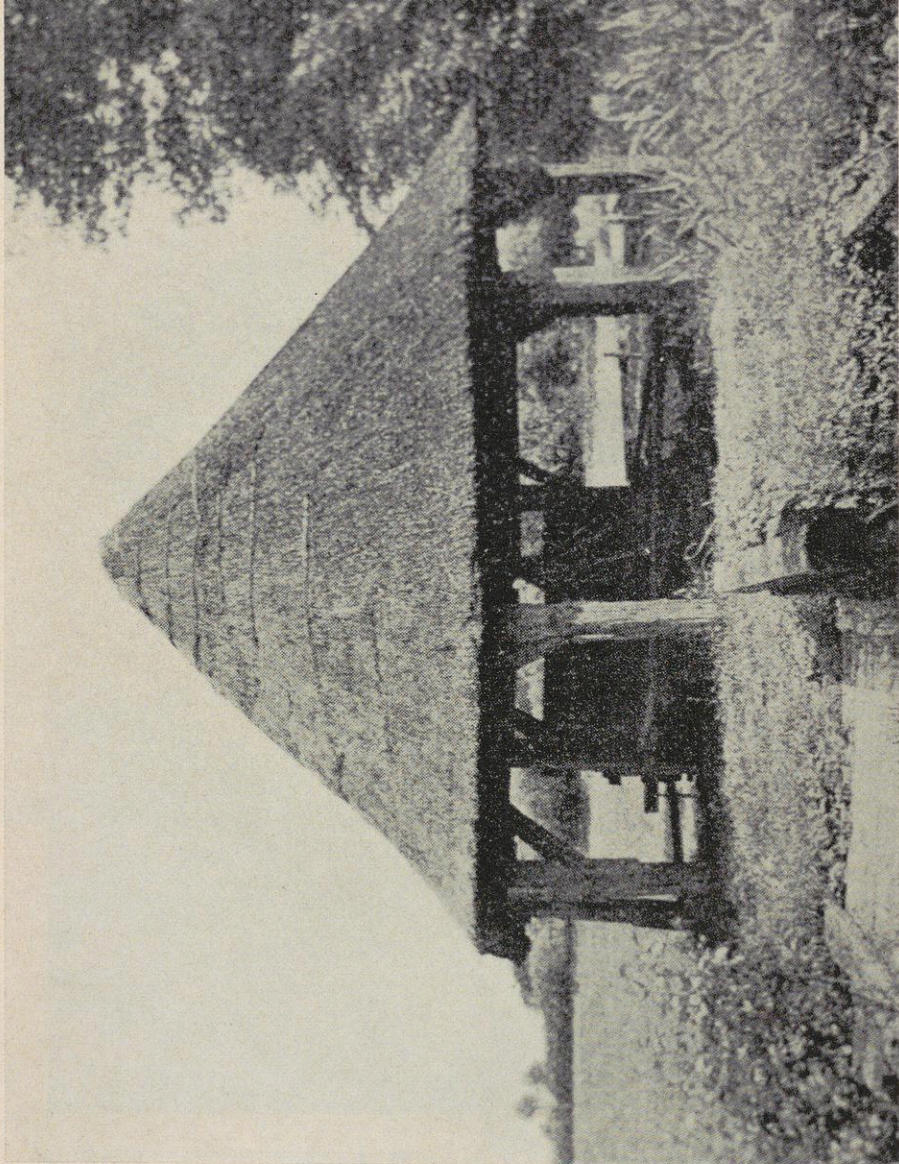
Erich Keyser.
(Vgl. den Beitrag
zum Gedenken an ihn.)



Benjamin H. Unruh.
(Foto etwa 1920/23),
zum Beitrag
von J. B. Toews.



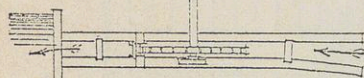
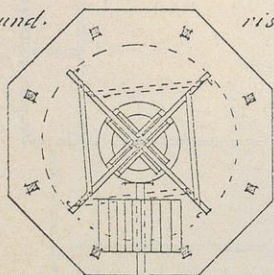
Bilder zum Artikel von H. Penner über die Landgewinnung im Weichseldelta.



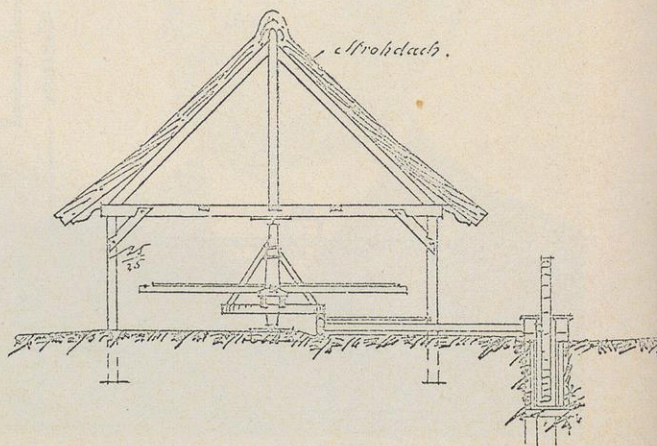
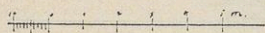
Roßmühle als windunabhängige Entwässerung.

Grund.

1:155



Wasserschleuse.



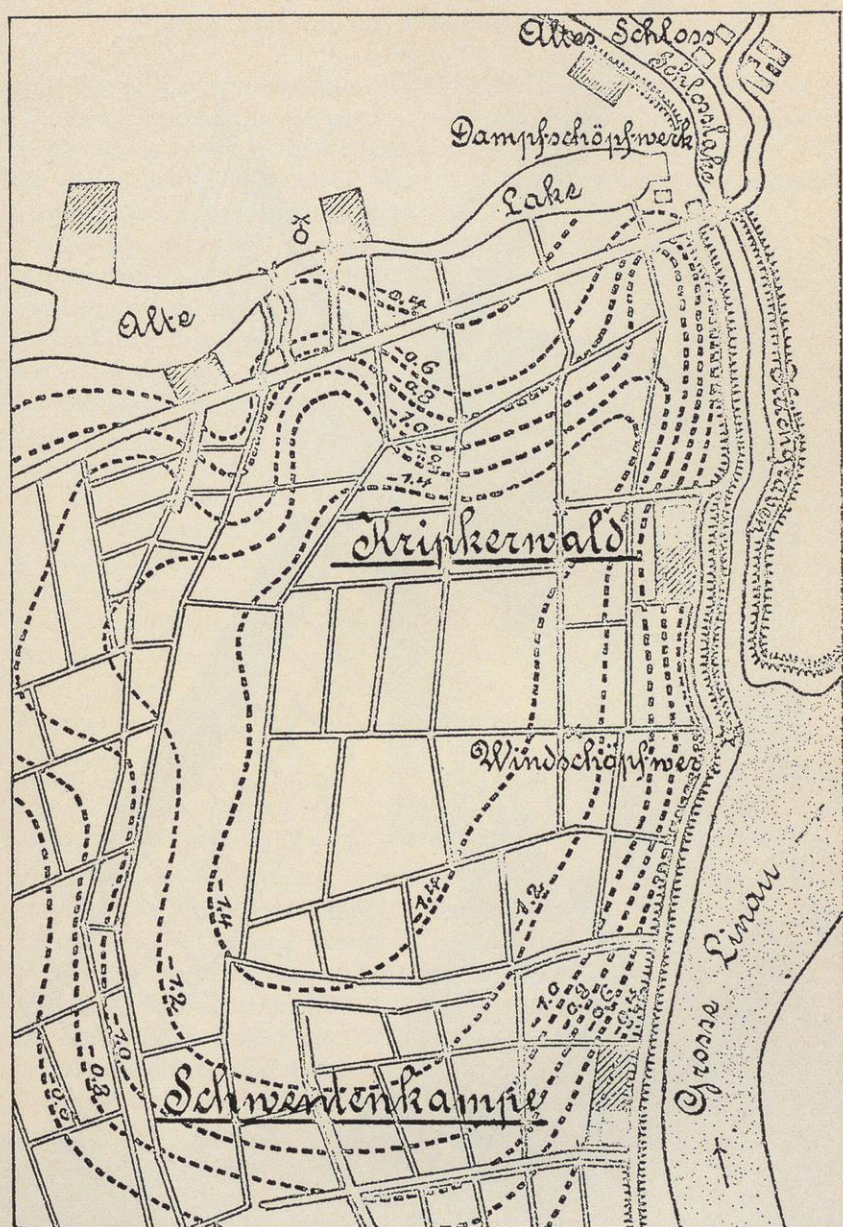
Das Weichseldelta um das Jahr 1300.

Nach den in den Jahren 1907 u. 1909 hergestellten Rekonstruktionen von H. Übertram





Teilstück aus der vorstehenden Karte des Weichseldeltas; Urwerder
= Sumpfwald mit freien Wasserflächen durchsetzt.



Karte des „Krikerwaldes“, um 1600 gezeichnet, später Dorf Beyerhorst.



mußte er auf den verschiedensten Gebieten Neuland erforschen. Seine Funktion gestaltete sich vielseitig und weitreichend. Sie verlangte Geduld, Schreibereien sowie bürokratischen Kleinkram. So wichtig wie diese Arbeit auch für die spätere Auswanderung war, so wenig brachte sie im Augenblick konkrete oder gar dramatische Ergebnisse.

Unterdessen hatten sich die ukrainischen Mennoniten im „Verband der Mennoniten Süd-Rußlands“ (VMSR) zusammengeschlossen. Als religiöse Vereinigung gegründet, zeigte sich bald, daß eine Umwandlung in eine zivile Wirtschaftsorganisation mit staatlicher Anerkennung notwendig war. Als Charkow den Verband im April 1922 schließlich anerkannte, war nicht nur der Name ein anderer, auch das offizielle Programm hatte sich radikal geändert. Als „Verband der Bürger Holländischer Herkunft“ (VBHH) staatlich anerkannt, befaßte sich die neue Organisation nun in erster Linie mit der Wiederherstellung des einstigen wirtschaftlichen Wohlstandes der ukrainischen Mennoniten. Tatsächlich aber blieb die Auswanderungsfrage im VMSR-VBHH noch so akut wie vorher. Revolutionswirren und Bürgerkrieg hatten die Bauern zum Teil so ruiniert, daß sie eine Emigration als einzige Möglichkeit für die Lösung ihrer Probleme ansahen. Am 17. Dezember 1921 und am 28. Februar 1922 gingen Gesuche um Auswanderungsgenehmigung nach Charkow ab. Beide Gesuche sprechen fast ausschließlich von einer Auswanderung nach Holland. Der Vorstand des Verbandes dachte kaum einmal an etwas anderes.

Neben seiner anderen Arbeit hatte Unruh auch mit den Ländern zu verhandeln, die vordringlich als Auswanderungsgebiete in Frage kamen, mit Holland und Deutschland⁷. Am 17. März 1921 — fast unmittelbar nach seiner Rückkehr aus England — war er beim holländischen Außenminister, um mit ihm über eine Ansiedlung in Surinam, Süd-Afrika und Mexiko zu verhandeln. Der Minister konnte aber nur in einer besonderen Frage die Hilfe seiner Regierung versprechen: Für die Verlegung der Konstantinopel-Flüchtlinge nach Deutschland⁸.

Da die russischen Brüder ihre Erwartungen fast ganz auf Holland setzten, bat Unruh die ACBN, sich der Sache anzunehmen. Der Vorsitzende A. Binnerts und der Sekretär F. C. Fleischer legten der holländischen Regierung ein Memorandum vor, in welchem sie um Genehmigung zur Einwanderung von russischen Mennoniten nach Holland nachsuchten. Der Ministerrat lehnte das Gesuch ab. Unruhs Ansicht, daß eine diplomatische und moralische Einflußnahme eine indirekte Hilfe für das Auswanderungsvorhaben sein könne, teilte die Commissie nicht, sie versprach sich nichts davon⁹. Schon Ende April war es müßig, darüber nachzudenken, denn es

gab keinen Zweifel mehr darüber, daß die holländische Regierung eine Mitarbeit nicht leisten würde. Glücklicherweise ergab sich eine andere Möglichkeit: Kanada hob die Kabinettsorder vom 9. Juni 1919 auf, die eine Einreise von Mennoniten untersagte.

Ein fruchtbareres Feld für seine Bemühungen fand Unruh in den holländischen und deutschen Mennoniten. Hier waren die organisatorischen Vorbereitungen für ein Hilfswerk schon in den ersten Monaten des Jahres 1921 nahezu vollendet. Orie O. Millers Beratungen im Februar 1921 mit dem deutschen wie mit dem holländischen Komitee erleichterten die zwischenmennonitische Zusammenarbeit ganz erheblich. Unterdessen hatten einige Auswanderer die MFF bereits auf den Plan gerufen: Es galt Vorbereitungen zu treffen für die Mennoniten aus Rußland, die sich in Konstantinopel und in anderen Gebieten angesammelt hatten¹⁰. Die deutsche Regierung und die bayerische Landesregierung hatten auf dem früheren Truppenübungsplatz Lechfeld der MFF 22 Baracken überlassen¹¹. Dieses Auffanglager sollte für eine Reihe von Jahren von entscheidender Bedeutung sein.

Im April war Unruh auf einer Tagung der Vereinigung der Deutschen Mennonitengemeinden in Hamburg, wo ihn die norddeutschen Gemeinden zu einer Vortragsreise einluden. Im Mai sprach er vor der Pfälzisch-Hessischen Konferenz über die Not der russischen Mennoniten, danach bereiste er die westpreußischen Gemeinden. Diese Reise wurde im Juli 1922 in Kalthof bei Marienburg durch einen Beschluß gekrönt. Die westpreußischen Gemeinden billigten zwei Vorschläge: die wirtschaftliche Sicherung der Konstantinopel-Flüchtlinge, die gerade in Deutschland ankamen; sowie die feste Unterstützung des neu eingerichteten Auffanglagers in Mecklenburg¹². Diese Hilfswerkarbeit sollte im Zusammenklang mit der MFF geschehen.

Die Nachrichtenverbindung

Während des Jahres 1921 war Unruh praktisch ohne jede Verbindung mit seiner Heimat. Der Vorsitzende des VBHH benutzte die reguläre Postverbindung nicht, um seine Organisation nicht zu gefährden. So kamen die Nachrichten unregelmäßig und waren dann oft einseitig und unzulänglich. Vereinzelte Berichte übertrieben entweder die wirkliche Lage oder unterschätzten sie. Die Wünsche seiner Auftraggeber konnte Unruh daraus nicht ermitteln und deshalb keinen genauen Kurs setzen für seine Arbeit.

Über andere mennonitische Siedlungen wußte er fast mehr als über die Lage in der Ukraine. Im April 1921 traf er in Hamburg den offiziellen Abgeordneten der Mennoniten aus Sibirien, David Wiebe, der beteuerte, daß

seine Landsleute immer noch auswandern wollten, und zwar nach Deutschland¹³. Im Laufe des Sommers 1921 erhielt er Briefe von Flüchtlingen aus dem Molotschnagebiet. Meist waren ihre Verfasser von begrenztem Horizont und ihre Erfahrungen rein örtlicher Natur. Überoptimistisch verfaßt, gaben sie kein deutliches Bild der wirklichen Lage¹⁴. Unruh erfuhr daraus, daß sich in einigen Siedlungen der Wunsch nach Auswanderung noch verstärkt hatte. Orie O. Miller wußte zu berichten, daß sich die Mennoniten im Don-Gebiet und im nördlichen Kaukasus mit Auswanderungsplänen trugen und bereits ein entsprechendes — allerdings erfolgloses — Gesuch an die Zentralregierung in Moskau gerichtet hatten. Am 18. August 1921 traf er in Ludwigshafen ihren offiziellen Bevollmächtigten A. J. Fast¹⁵. Und von anderer Seite erfuhr er, daß auch die Kuban-Mennoniten ein Auswanderungsgesuch nach Moskau geschickt hatten — ebenfalls erfolglos. Der aufschlußreiche und objektiv gehaltene Bericht des Ältesten B. Wiens aus dem Molotschnagebiet erreichte ihn Ende August¹⁶, und W. Goerzen, der über Polen nach Deutschland gekommen war, wurde zur zweiten Informationsquelle über das gleiche Gebiet. Goerzen hatte den offiziellen Auftrag, in Deutschland über die Lage der ukrainischen Mennoniten zu berichten. Unruh traf ihn am 10. und 12. Oktober 1921 in Berlin und am 22. November in Karlsruhe¹⁷. Am 29. November verfügte Unruh schließlich über Lageberichte aus Trakt und Orenburg.

Auf diesen Informationen allein konnte eine Auswanderung nicht in die Wege geleitet werden. Unruh versuchte deshalb im Laufe des November auf jede nur erdenkliche Art eine Verbindung herzustellen zu seiner Heimat, sei es über Konstantinopel, sei es über Moskau¹⁸, der Erfolg war gleich Null. Im Dezember wurde seine Vermutung, daß es sich auf eine Massenauswanderung vorzubereiten galt, zur Überzeugung. Die Studienkommission hatte ursprünglich lediglich den Auftrag erhalten, Ansiedlungsmöglichkeiten auszukundschaften. Eine solche Vollmacht genügte aber jetzt bei weitem nicht mehr, und Unruh glaubte auch nicht, daß sie noch den Wünschen seiner Auftraggeber entsprach. Orie O. Miller passierte die Grenze zwar häufig, nahm aber grundsätzlich keine Privatkorrespondenz mit, aus Furcht, das könne dem Hilfsprogramm schaden. So erfuhr Unruh zwar vom Zusammenschluß des VMSR, über Zweck und Funktion aber gab ihm der Vorsitzende B. B. Janz keine Erläuterungen. Warum hatte Janz dem amerikanischen Hilfswerk einen Bericht gesandt¹⁹, warum nicht auch an ihn? Wie sollte die Studienkommission unter solchen Voraussetzungen weiterarbeiten? Ein unscheinbarer Brief — an Unruh adressiert und A. J. Fast über Diplomatenpost in Berlin ausgehändigt — ließ den Weg erkennen, der aus dieser

hemmenden Entwicklung herausführen konnte. Gleich zu Beginn war die Adresse des deutschen Gesandten in Charkow verzeichnet: Dr. Sasse, Sumskaja 54, der auf die Bitte von Janz hin dem VMSR erlaubt hatte, die deutsche Kurierpost zu benutzen. Die Bedeutung dieser Anschrift war unschätzbar groß: Der eventuelle Erfolg der gesamten Auswanderungsfrage konnte daran hängen, mindestens aber war sie der Weg für den freien Austausch von Berichten und Anweisungen.

Der wirtschaftliche Wiederaufbau in der Ukraine

Im Brief vom 20. November kam eine Nachricht von Janz, die Unruh vor ein neues und sehr umfangreiches Problem stellen sollte. Bisher hatte ihn die ständig schlechter werdende Lage der Bauern in Südrußland beschäftigt, die Notwendigkeit eines Hilfswerks und die Planung einer Auswanderung. Nun erwies es sich, daß die VMSR — die noch nicht offiziell genehmigt war — als eine Organisation für den wirtschaftlichen Wiederaufbau in der Ukraine lief, namentlich seitdem eine Auswanderung ausgeschlossen schien. Die Studienkommission sollte von jetzt an zwei Fragenkomplexe bewältigen: Auswanderung und Wiederaufbau, denn mit der Benachrichtigung kam gleich auch ein Auftrag. Der Landwirtschaftskommissar für die Ukraine hatte den Verband beauftragt, wenn möglich aus dem Ausland 50 000 bis 100 000 Pud * Saatgetreide für die Frühjahrsbestellung zu beschaffen. Die erfolgreiche Ausführung des Auftrags konnte die Lage des VMSR nur festigen.

Bis dahin hatte die Studienkommission versucht, die Basis zu schaffen für ein wirksames Hilfswerk in Europa und in Amerika. Gleichzeitig hatte sie nach kräftigen Finanzquellen geforscht, die für das Auswanderungsvorhaben notwendig waren. Jetzt kam noch ein drittes Problem hinzu: Die Finanzierung des wirtschaftlichen Wiederaufbaus in Südrußland. Obgleich diese Frage bereits im Gefolge des Hilfswerkprogramms diskutiert worden war, hatte sie nie ausdrücklich zu den Aufgaben der Studienkommission gehört. Es war charakteristisch für Unruh, daß er diese Aufgabe sofort mit ganzer Kraft anging. Über einen Auswanderungskredit wurde mit der ACBN schon lange gesprochen; nun versuchte Unruh, in den Gesamtplan auch einen Kredit für den Wiederaufbau einzubauen. Konnte die Kreditfrage nicht so gehandhabt werden, daß sie die Auswandernden wie die Zurückbleibenden einschloß? Eine adäquate Garantie boten zum einen die Bauern selbst und zum andern die Ernteerzeugnisse. Unruh befürwortete

* 1 Pud = 16,38 kg.

die Bildung eines besonderen Komitees, das prüfen sollte, inwieweit seine Vorschläge durchführbar waren ²¹.

Die ACBN zeigte auch großes Interesse. Pastor F. C. Fleischer setzte sich sofort mit dem holländischen Innenministerium in Verbindung und sprach mit einem Beamten der Finanzabteilung über eine Kreditbewilligung für den wirtschaftlichen Wiederaufbau der mennonitischen Kolonisten in Südrußland. Er unterstrich dabei die kulturellen und wirtschaftlichen Leistungen der russischen Mennoniten und verwies auf die historische Verbindung zu Holland. Die Antwort war kurz und bündig: Die holländische Regierung hatte zum bolschewistischen Regime nur wenig Vertrauen und wollte deshalb keinerlei Kredit geben. Fleischer schlug nun vor, daß die Regierung eine Garantie gebe für das Vermögen von 5 Millionen Gulden einer philanthropischen Aktiengesellschaft, die die ACBN organisiert hatte. Die Gesellschaft wollte eigene Hilfserzeugnisse (Traktoren und Saatgut) verwenden, um den wirtschaftlichen Wiederaufbau der mennonitischen Kolonien in die Bahn zu leiten. So sei kein Geld unwiederbringlich in Rußland investiert. Der Beamte wollte diesen Vorschlag näher prüfen ²².

Auf einer Sondersitzung wurde diese Sache am 29. Dezember 1921 in Frankfurt am Main von Unruh, Fleischer und Willink durchgesprochen, und Fleischers Plan schien im Augenblick die beste Lösung zu sein für die Not der mennonitischen Bauern in Rußland ²³. Unruhs Unterhandlungen mit deutschen Herstellern von landwirtschaftlichen Maschinen untermauerten die Brauchbarkeit von Fleischers Vorschlag. Die meisten Industriellen fürchteten die bolschewistischen Eigentumsbegriffe und wollten deshalb nur zögernd Vermögen in Rußland anlegen ²⁴. Wie mußte eine Arbeitsethik für den wirtschaftlichen Wiederaufbau in Rußland aussehen? Unruh war der festen Überzeugung, daß Rußland in einer Übergangsperiode stand und daß ein echter Wiederaufbau erst statthaben konnte, wenn die politische und wirtschaftliche Lage stabiler geworden war ²⁵. Vorher hätten große Planungen kaum einen Sinn. VBHH und die Hilfswerkorganisationen in Europa und Amerika könnten sich nur an kurzfristige Programme halten. Großzügige Kredite waren nicht zu haben, deshalb sollten unter den gegebenen Umständen nur sofortige Maßnahmen, nicht aber langfristige Ziele ins Auge gefaßt werden. Für die russischen Mennoniten hieße „Wiederaufbau“ die Planung von Überlebens-taktiken, nicht aber die Einführung eines groß angelegten Geschäftsvorhabens. Jetzt, im Frühjahr 1922 seien solche Taktiken sehr angebracht: die mennonitischen Siedlungen brauchten dringend landwirtschaftliche Maschinen und Saatgut. Die ACBN wie das AMR wollten diese Waren auch liefern, sie konnten aber mehr oder weniger

nur die bestehende Krise lindern, nicht aber einen wirtschaftlichen Wiederaufbau des ukrainischen Mennonitentums herstellen. Das war einzig und allein möglich mit Auslandskrediten an die Siedler direkt zum Einkauf von landwirtschaftlichen Maschinen und von Saatgut. Irgendein großzügiger Geschäftskredit für Rußland stand nicht in Aussicht. So konnte sich ein Wiederaufbau nur auf persönliche Kredite stützen, die den mennonitischen Bauern von einzelnen Gemeindegliedern in Europa und Amerika zur Verfügung gestellt wurden²⁶. Die einzige Garantie boten die Unbescholtenheit und der Fleiß der mennonitischen Bauern in Rußland. Nur geringe Hilfe konnte den Kolonien 1922 zukommen — eine beängstigende Aussicht, denn ohne genügende Mengen an Saatgut und Maschinen war für 1923 eine gute Ernte nicht zu erwarten²⁷.

Zum Teil lag es an den Bauern selbst, daß ein Wiederaufbauprogramm nicht so recht ausgearbeitet werden konnte. Sie legten kein großes Interesse an den Tag. „Wiederaufbau“ hieß für viele nur Selbsterhaltung und Durchstehen bis zum Tag, an dem sie Rußland verlassen konnten. Auch die Briefe von Janz sprachen keine deutliche Sprache. Da der VBHH nur genehmigt worden war unter der Voraussetzung, daß Holland und Amerika die mennonitischen Siedlungen mit Materialien versorgten, bat Janz zwar um einige Traktoren, aber eigentlich nur, um den guten Willen seiner Organisation zu zeigen, denn gleichzeitig verwies er auf die geringe Kreditwürdigkeit der russländischen Mennoniten, deren wirtschaftliche Zukunft ungewiß sei²⁸. Eine uferlose Auswanderungspanik unter den Bauern mache jede Grundlage für einen Wiederaufbau zunichte. „Die Zukunft liegt vor uns schwarz wie die Nacht“, schrieb Janz, „immer noch tasten wir nach der Basis für eine geregelte, gesicherte, ruhige Existenz“²⁹. Die Lage war für Unruh mehr als enttäuschend, denn alle Vorausplanungen beruhten auf sehr unsicheren Voraussetzungen.

Im Wiederaufbauprogramm begannen sich in der zweiten Hälfte des Jahres 1922 einige Punkte herauszukristallisieren, die bedeutendsten berührten das eigene Programm des VBHH. Die Undurchführbarkeit einer sofortigen Auswanderung zwang 1922 viele Bauern dazu, ihren künftigen wirtschaftlichen Status mit offenen Augen zu betrachten schon deshalb, weil feststand, daß eine Auswanderung nur partiell erfolgen konnte. Die große Hungersnot steigerte die Überlebensfrage ins Riesengroße. Naturgemäß kamen nun die Wiederaufbauprobleme stärker ins Gespräch. Die Ankunft von 25 Traktoren am 13. August in Odessa³⁰ gab neuen Mut, und am 21. August unterzeichnete Willink, der Direktor des ACBN, einen Vertrag,

durch den die Verschiffung von holländischem Saatgut in die Ukraine festgelegt wurde³¹. Der VBHH hatte kein Geld zum Erwerb des Getreides, wollte aber den enormen wirtschaftlichen Vorteil nicht ungenutzt lassen, um nicht die Regierung möglicherweise zu verstimmen. Der Vorstand des VBHH suchte deshalb um Genehmigung der Auslandsanleihe nach und erhielt diese von den zuständigen ukrainischen Behörden am 12. und 13. September 1922³². Laut Vertrag gab die ACBN dem VBHH einen Kredit im Werte von 50 000 Gulden für Saatgetreide. Die Anleihe sollte in Raten zurückgezahlt werden und zwar für jedes geliehene Pud Getreide waren 1 Pud, 8 1/2 Pfund zurückzuzahlen³³. Neben diesem holländischen Kredit für Saatgetreide startete der VBHH noch ein anderes kühnes Projekt, aus dem er sich 1 Million Dollar Auslandsanleihe erhoffte. Die Mennoniten im Ausland wurden aufgerufen, kleine Anleihescheine im Werte von 10 Dollar zu kaufen, die in 5 Jahren mit 5 % Zinsen wieder eingelöst werden sollten. Auf einer Tagung in Osterwick billigte der VBHH am 22./23. September 1922 dieses Projekt³⁴. Das ukrainische Mennonitentum begann langsam, sich selbst der Wiederaufbaufrage zuzuwenden, auch wenn es eine größere Garantie nicht geben konnte, schon deshalb nicht, weil die eigene Regierung selbst noch keine deutliche Wirtschaftspolitik betrieb.

Nun, da der VBHH seine Pläne zum Wiederaufbau klarer herausstellte, wurde Unruhs Arbeit in Deutschland zielbewußter. Besonders erfreut war er vom Wagnis der Kleinanleihen, das die Beziehungen zwischen den russischen Mennoniten und den Mennoniten des Auslandes von Almosengaben weg — und zu einer Geschäftsgrundlage hinführen konnte³⁵.

Als er den holländischen Mennoniten das VBHH-Projekt vortrug, stieß er auf wenig Interesse und viel Pessimismus. Aus Philanthropie seien kleinere Beträge leicht aufzutreiben, ein größeres Kreditunternehmen ohne genügende Garantien aber ginge gegen den holländischen Geschäftsinstinkt³⁶. Ein direktes Gesuch beim Direktor der Holländischen Nationalbank wurde abschlägig beschieden mit dem Hinweis auf die starke wirtschaftliche Depression in Holland und Frankreich. Fleischer und Hylkema von der ACBN zeigten sich im März 1923 sehr interessiert an dem kleinen Anleiheprojekt, technische und rechtliche Fragen jedoch verhinderten den Kaufbeginn³⁷. Berichte aus Rußland, die nicht gerade von Wohlergehen sprachen, waren nicht dazu angetan, eine wirtschaftliche Investierungslust zu wecken. Und das AMR-Traktorenprogramm stand vor großen Schwierigkeiten, weil die Behörden in Charkow nicht recht mithalfen³⁸. Inzwischen hatte die ACBN 20 000 Gulden aus dem versprochenen 50 000 Guldenkredit nach Rußland geschickt, aber zwei Schwierigkeiten beeinträchtigten den Nutzen: das Geld

kam zu spät für die Frühjahrsbestellung; und der russische Rubel war von einer unkontrollierten Inflation betroffen, die seine Kaufkraft enorm schwächte³⁹. Dennoch war die ausländische Währung von größter Bedeutung für die mennonitischen Siedlungen, sie war praktisch ihre einzige Kaufkraft. Den Regierungsstellen in Charkow lag ein wirtschaftlicher Wiederaufbau sehr am Herzen, sie gaben daher dem VBHH im Hochsommer die Erlaubnis zu dieser Auslandsanleihe⁴⁰.

Diese Entwicklung in Rußland hemmte Unruhs Arbeit ganz erheblich. Von einer wachsenden Stabilität in der Sowjet-Union konnte er unter den gegebenen Umständen nicht reden, und alle Aufrufe, den mennonitischen Bauern dort Finanzhilfe zu geben, scheiterten an der Garantiefrage. Die europäischen Kapitalisten interessierten sich kaum für eine Sache, die Philanthropie und Geschäftliches miteinander verband. Es gelang Unruh zwar, eine ganze Anzahl von Leuten zu finden, die an einer Geldinvestierung interessiert waren, zeitweise schienen sogar überraschend große Beträge zur Verfügung zu stehen.

Auch die Lauterkeit der Spender stand außer jedem Zweifel, aber ein Geldtransfer erfolgte nur selten. Als zu Beginn des Jahres 1923 die Grundlage für das Auslandsleihe-Projekt nahezu stand, waren VBHH und ausländische Investoren durch die widersprüchliche Haltung der Sowjet-Regierung in dieser Frage entmutigt.

So kam es, daß Unruhs Arbeit damals kaum konkrete Ergebnisse aufwies. Als die Sowjet-Regierung in den Jahren 1924/25 eine stark anti-mennonitische Taktik verfolgte, erschwerte das einen Wiederaufbau noch mehr. Die jeweiligen Umstände vereitelten alle Anstrengungen Unruhs, seinen Brüdern in Rußland Hilfestellung zu geben. Er tat, was er konnte. Seine ausgedehnte Korrespondenz, seine zahlreichen Reisen strapazierten seine physischen Kräfte aufs äußerste. Glücklicherweise zeigten sich hier und da auch konkrete Ergebnisse. In der Auswanderungsfrage konnte er seinen Brüdern in Rußland am meisten dienen, aber auch diese Arbeit schien sehr oft vergeblich zu sein, und sie spielte sich mehr hinter den Kulissen ab als direkt vor den Augen. Im Jahr 1923 stellten die kanadischen Gesundheitsbehörden eine größere Anzahl russischer Mennoniten in Lettland zurück. Unruh und A. J. Fast verhandelten daraufhin mit der deutschen Regierung über eine ärztliche Behandlung der Kranken im Lager Lechfeld. Gleichzeitig versuchte Unruh, ein ernsthaftes Mißverständnis innerhalb der Studienkommission zu beseitigen⁴¹. In der ihm eigenen Versöhnungsbereitschaft schrieb er:

„Hier ist nicht Rückenau oder Lichtenau! Hier ist namenloses Elend und namenloses Erbarmen unseres Gottes! Wollen helfen, Handlanger sein, aber auch zueinander stehen.“⁴²

Und schließlich versuchte er Reibereien zu schlichten, die zwischen VBHH und dem Allrussischen Mennonitischen Landwirtschaftlichen Verein (AMLV), der die Mennoniten außerhalb der Molotschnasiedlung umfaße, über Auswanderungsverlauf und -planung entstanden waren⁴³.

Diese seine Wesensart brachte ihm Freunde und Gönner, die ihm nicht nur während seiner Tätigkeit in den Jahren 1929/30 Treue bewahrten, sondern das ganze Leben hindurch, weil sie seine Aufrichtigkeit liebten, seinen Eifer für die Sache und sein Herz, das unentwegt für die Notleidenden schlug.

1 Die Erlebnisse der russischen Mennoniten während der ersten zehn Jahre der sowjetischen Regierung sind uns in vier verschiedenen Archiven erhalten geblieben:

a) Das A. A. Friesen-Archiv (FA) ist zur Zeit im Bethel College, Historical Library, North Newton, Kansas, USA verwahrt. Friesen erhielt als Vorsitzender der Studienkommission die meisten Originalberichte aus Rußland. Sie kamen allerdings in der Regel über deutsche Kurierpost an Prof. B. H. Unruh in Karlsruhe, der sie nach Abschriftnahme an Friesen nach Rosthern, Saskatschewan, Kanada, weitersandte. Seit dem Verlust von B. H. Unruhs Archiv ist das FA die einzige umfangreiche Stoffsammlung über den Auswanderungshintergrund jener Jahre.

b) Das B. B. Janz-Archiv (Janz war der erste Auswanderungsleiter der ukrainischen Mennoniten) befindet sich zur Zeit in Händen des Mennonite Brethren College of Art, Winnipeg, Manitoba, Kanada.

c) Das Archiv des Canadian Mennonite Board of Colonization (BA) enthält in der Hauptsache Unterlagen des nordamerikanischen Auswanderungshintergrunds und befindet sich im Canadian Mennonite Bible College, Winnipeg, Manitoba, Kanada.

d) Das F. F. Isaak-Archiv (Eigentum des Besitzers) gibt Auskunft über die Tätigkeit des Allrussischen Mennonitischen Landwirtschaftlichen Vereins, zu dem Isaak gehört hatte.

2 Ausführliche Beschreibung siehe F. H. Epp, *Mennonite Exodus* (Altona, Man., 1962), S. 51 ff.

3 Siehe „Die Mennonitengemeinden in Rußland während der Kriegs- und Revolutionsjahre 1914 bis 1920“ (Heilbronn a. Neckar, 1921). Das Buch, die Arbeit von B. H. Unruh und T. O. H. Hylkema, kam anonym heraus.

4 FA, B. H. Unruh an B. B. Janz, 15. Febr. 1922, S. 1 u. 2.

5 Ebenda, S. 7.

6 Bryce, James (1838—1922), seit 1914 Viscount Bryce of Dechmont, war von 1880—1893 Professor für Zivilrecht in Oxford. Seine Schriften „The Holy Roman Empire“ (1862; neue Ausgabe 1904; deutsche Ausgabe 1873) und „The

Die Tätigkeit Benjamin Heinrich Unruhs

American Commonwealth“ (3 Bde. 1888; deutsch unter dem Titel „Amerika als Staat und Gesellschaft“, 2 Bde. 1924). Unter anderem war Bryce Unterstaatssekretär des Auswärtigen (1886); Handelsminister (1894—95) und Staatssekretär für Irland (1905—07).

7 B. H. Unruh's umfangreiche Arbeitsberichte aus den Jahren 1921—1924 bezeugen die breite Basis, auf der Unruh und Fast wirkten. Diese Arbeit, mehr oder weniger informativer Natur, brachte keine großen auffälligen Resultate.

8 FA, B. H. Unruh an B. B. Janz, 15. Febr. 1922, S. 12.

9 FA, B. H. Unruh an B. B. Janz, 10. Apr. 1922, S. 2, 3.

10 Zu diesen Gebieten zählte auch Polen. Aus Rechtsgründen konnte die polnische Regierung keine Verträge über das Flüchtlingsproblem abschließen, so daß einige aus Rußland kommende Flüchtlinge kurz nach ihrer Ankunft in Polen wieder zurückgeschickt wurden.

Siehe dazu FA, B. H. Unruh an B. B. Janz, 3. Mai 1922, S. 1. (Die MFF beauftragte Victor Günther, Wernigerode, die Situation zu prüfen). Siehe auch „Fügung und Führung . . .“ S. 15 ff.

11 FA, B. H. Unruh an B. B. Janz, 3. Mai 1922, S. 3.

12 FA, B. H. Unruh an B. B. Janz, 15. Febr. 1922, S. 12—15.

13 FA, B. H. Unruh an B. B. Janz, 15. Febr. 1922, S. 13.

siehe auch FA, B. H. Unruh an A. A. Friesen, 3. Mai 1921.

14 FA, B. H. Unruh an B. B. Janz, 15. Febr. 1922, S. 14.

15 FA, B. H. Unruh an B. B. Janz, 21. Febr. 1922, S. 1 und 2.

16 FA, J. Wiens an B. H. Unruh, 4. Juli 1921.

17 FA, B. H. Unruh an B. B. Janz, 21. Febr. 1922, S. 1 und 7.

18 BA, B. H. Unruh an B. B. Janz, 14. Jan. 1922, S. 1.

19 FA, B. B. Janz an die „Mennonitische Hilfsorganisation“, 25. Juli 1921.

20 FA, B. B. Janz an B. H. Unruh und andere, Charkow, 20. Nov. 1921.

21 FA, B. H. Unruh an B. B. Janz, 21. Febr. 1922, S. 11—13.

22 FA, B. H. Unruh „Bericht über meine Verhandlungen mit dem Sekretär der Doopsgezinden Commissie Des. F. C. Fleischer, am 29. Dezember 1921 im Hospiz Schweizerhof, Frankfurt Main“, S. 2—4.

23 Ebenda, S. 4 und 5.

24 FA, B. H. Unruh an A. A. Friesen, Karlsruhe, 18. Febr. 1922.

25 FA, B. H. Unruh an A. A. Friesen, Karlsruhe, 3. Juli 1922.

26 FA, B. H. Unruh an A. A. Friesen, Karlsruhe, 19. Juni 1922;

FA, B. H. Unruh an A. A. Friesen, Karlsruhe, 3. Juli 1922.

27 FA, B. H. Unruh an A. A. Friesen, Karlsruhe, 8. Juli 1922.

28 FA, B. B. Janz an A. A. Friesen, 27. Mai 1922.

29 Ebenda.

30 FA, B. B. Janz an A. A. Friesen, 28. August 1922.

31 FA, Vertrag der Belieferung des VBHH in der Ukraine mit Saatgut für die Herbstbestellung 1922. Getätigt zwischen der Handelsvertretung der Ukrainischen S. S. R. in Berlin und dem Direktor der holländischen Hilfsaktion, 21. August 1922.

Die Tätigkeit Benjamin Heinrich Unruhs

- 32 FA, B. B. Janz an A. A. Friesen, 9. Sept. 1922;
FA, B. B. Janz an die Stdtk. Charkow, 10. Sept. 1922;
FA, B. B. Janz an die Stdtk. Charkow, 11. Sept. 1922.
33 FA, B. B. Janz an P. C. Hiebert, 19. Sept. 1922.
34 FA, Protokoll der allgemeinen Delegiertenversammlung des VBHH in der Ukraine zu Osterwick am 22. und 23. Sept. 1922.
35 FA, B. H. Unruh an B. B. Janz, 23. März 1923, S. 9.
36 FA, B. H. Unruh an B. B. Janz, 11. Jan. 1923.
37 FA, B. H. Unruh an B. B. Janz, 23. März 1923, S. 5—7.
38 FA, B. B. Janz an die Stdtk. 29. März 1923.
39 FA, B. B. Janz an die Stdtk. 16. Apr. 1923, S. 4 und 5.
40 FA, B. B. Janz an A. A. Friesen, 13. Juli 1923.
41 FA, B. H. Unruh, „Zur Orientierung“, Karlsruhe, 6. Febr. 1924.
42 FA, B. H. Unruh an B. B. Janz und die AMLV Exekutive, 12. Aug. 1924.
43 FA, B. H. Unruh an P. F. Froese und C. F. Klassen, Karlsruhe, 8. März 1923.

IMAGO IOHANNIS E

GLE·D·

ÆTA

VÆ·

XL



Dr. Johannes Eck (Foto Dittmer nach einem alten Stich), vgl. den folgenden Beitrag.

JOHANNES ECK IN SEINEM KAMPF GEGEN DIE TÄUFER AUF DEM REICHSTAG ZU AUGSBURG 1530

1. *Ein Religionsgespräch als letzter Ausweg*

Kaiser Karl V. hoffte auf dem Reichstag zu Augsburg 1530 die religiösen Streitigkeiten in Deutschland durch eine Einigungsformel beizulegen¹. Der Herrscher glaubte nämlich, daß er die lutherfreundlichen Reichsstände durch geschickte Behandlung zum Verzicht auf einige Forderungen und zum Gehorsam gegenüber der kirchlichen Obrigkeit veranlassen könnte². Als erfolgreichsten Weg dazu betrachtete er die Abhaltung eines Religionsgesprächs³.

2. *Professor Ecks Streitschrift für den Reichstag*

Einer der schärfsten Gegner der neuen religiösen Bewegung, Prof. Dr. Johannes Eck aus Ingolstadt, hatte im Auftrage seiner protestantenfeindlichen bayerischen Herzöge Anklagematerial aus den Schriften der Reformatoren zusammengestellt, um den häretischen Charakter ihrer Lehren nachzuweisen⁴. Er wollte durch die „404 Artikel“ Verhandlungen des Kaisers mit den Neuerern vereiteln und stattdessen deren erbarmungslose Verfolgung erreichen, ein Ziel, für das er möglichst viele Reichsstände zu gewinnen suchte⁵. Deshalb legte er den Fürsten Zitate vor, aus denen der obrigkeitsfeindliche Charakter der Protestanten deutlich wurde. Bereits im Jahre 1525 hatte er den Schweizer Eidgenossen psychologisch geschickt durch die Zusammenstellung von spiritualistischen, apokalyptischen und sozialrevolutionären Gruppen ein erschreckendes Bild religiöser und staatlicher Anarchie entworfen⁶. Ebenso ging er nun in seinen „404 Artikeln“ vor. Wiederum betrachtete er die Reformation als Einheit. Die Lutheraner und die Schweizer Protestanten sollen ebenso revolutionär erscheinen wie die Täufer⁷. In der für den Kaiser bestimmten Einleitung spricht Eck von Luther, den Sakramentariern, den neuen Hussiten, den Täufern und Pneumatikern in einem Atemzug und meint von der zuletzt genannten Gruppe, ihre Anhänger glaubten nicht einmal an die Gottheit Christi. Als Folgen einer furchtbaren Zerstörungswut, die sogar die erbittertsten Feinde der Christen, die Türken, übertreffe, wirft er den Protestanten vor, Kirchen

und Altäre zu zerstören, die Eucharistie zu verunehren, die Bilder Christi und der Heiligen zu vernichten, den Gottesdienst abzuschaffen⁸. Während er sonst die als häretisch bezeichneten Zitate aus protestantischen Schriften kommentarlos aneinanderreihet, weist er ausdrücklich auf Belegstellen mit revolutionärem Inhalt hin⁹. In erster Linie befaßt sich Eck mit Luther, dann mit Zwingli und Melanchthon; andere Reformatoren treten zurück, auch die Täufer, weil sie kirchenpolitisch von zu geringer Bedeutung waren. Einer der bedeutendsten Schüler während seiner akademischen Tätigkeit in Ingolstadt war Balthasar Hubmaier, der mit Eck freundschaftlich verbunden war, bis er sich der Reformation anschloß¹⁰. Beide wurden schließlich erbitterte Gegner. Als Täuferführer erlitt Hubmaier im März 1528 auf dem Scheiterhaufen in Wien ein furchtbares Martyrium¹¹. Sein Name verschwand dennoch nicht aus Ecks Polemik. In den „404 Artikeln“ sind mehrere Zitate aus Hubmaiers Schriften enthalten; jedoch Hinweise auf seine Lehre von der Rechtfertigung und der Kirche fehlen. Eck behauptete, Hubmaier wolle den Sonntag durch den Sabbat ersetzen¹², aber der Täuferführer hatte diese Änderung nie beabsichtigt. Ein einziges Mal nannte er die tägliche Enthaltung von Sünden im mystischen Sinne eine Sabbatfeier¹³. Häretisch waren in Ecks Augen Hubmaiers Sakramentenlehre, in erster Linie selbstverständlich die Ablehnung der Kindertaufe¹⁴, der Realpräsenz Christi¹⁵ und der eucharistischen Anbetung¹⁶. Außerdem hatte sein Schüler Letzte Ölung, Wassersegnung, Salbung, Konsekration von Kirchen und Altären abschaffen wollen, weil sie von Menschen erfunden worden seien. Bei der Bekämpfung der kirchlichen Zeremonien legte Eck Wert darauf, daß Luther, Oekolampadius, Melanchthon und Zwingli diese Einstellung teilen¹⁷.

Von den übrigen Täufem beschäftigt sich Eck namentlich nur mit Johannes Denck, der lehre, daß der Teufel und alle Verdammten gerettet würden, die Höllenstrafe also nicht ewig sei¹⁸. Mit Berufung auf seinen Glaubensgenossen Emser zitiert er die Häresie der Pneumatiker und einiger Zwickauer Theologen, daß sowohl das Alte wie das Neue Testament ihre Bedeutung für den gläubigen Menschen verlieren würden, da es neben und über ihnen als ewige Botschaft den Geist Gottes gebe¹⁹.

Luther und die Täufer stellt Eck auf eine Stufe bei der Beantwortung der Frage, ob Christen schwören dürften²⁰. Angeblich lehnen beide reformatorischen Gruppen die Eidesleistung ab, womit er den obrigkeitsfeindlichen Charakter des gesamten Protestantismus hervorheben will. Den schärfsten Angriff gegen die Täufer bildet der Artikel 404: Danach lehnen

sie unter Christen jede Obrigkeit, jedes Gerichtswesen, jedes Eigentum, jedes Zuchtmittel ab außer der Exkommunikation, die sie häufig angewendet wünschen²¹.

Die Lehren dieser „Sekten“ gehen auch nach Ansicht des päpstlichen Legaten Campeggio notwendigerweise aus der Häresie Luthers hervor. Der Diplomat fügte seinen Denkschriften für den Kaiser über Zwangsmaßnahmen gegen die Protestanten belastendes Material hinzu. Wie der bayrische Theologe wies Campeggio auf die Gefahren der Schwärmer für Glauben und Sitte, für Kirche und Staat eindringlich hin. In ihrer geheimen Propaganda würden sie ihre Feindseligkeit gegen jede weltliche Obrigkeit offenbaren und hätten sogar die Türken ins Land gerufen und unterstützt. Sie glaubten nicht einmal an die Gottheit Christi. In moralischer Hinsicht verdamnte Campeggio besonders die Weibergemeinschaft²².

3. *Alle Häresie Luthers Werk!*

Zur Widerlegung des Bekenntnisses der Lutheraner, der Confessio Augustana, fertigte eine Reihe katholischer Theologen, an ihrer Spitze Eck und Johannes Fabri aus Wien, zwei übersichtliche Ausarbeitungen an. Das eine Werk, betitelt: „Monstra sectarum ex Luthero et Lutheranis enata“, zählt Lehrunterschiede innerhalb der reformatorischen Bewegung auf und endet mit den Häresien der Schwarmgeister, einer Sekte, die in drei Gruppen unterteilt ist: Kapharnaiten, Katabaptisten und Pneumatiker. Alle protestantischen Richtungen werden unmittelbar auf Luther als den Erzketzer zurückgeführt²³. Zahlreiche Abschnitte aus den „404 Artikeln“ Ecks sind wörtlich übernommen²⁴. Außerdem entspricht die Gliederung der reformatorischen Bewegung derjenigen aus Ecks antiprotestantischen Werken um 1530. Aus diesen Anzeichen kann man auf die Verfasserschaft des Ingolstädter Theologen schließen. In der Vorrede zum ersten Band seiner Werke gegen Luther vom 1. Juli 1530 fordert er die Austilgung aller Schismen und Häresien in Deutschland. Aufgeführt werden im einzelnen die Gottlosigkeit Luthers, die Sakrilegien der Kapharnaiten und schließlich die aufrührerischen Lehren der Pneumatiker und Wiedertäufer. Türkengefahr und Bauernkrieg gelten als notwendige Folgen von Luthers Lehren²⁵. Im Kapitel über die Wiedertäufer²⁶ behauptet der Verfasser, die Sekte sei aus dem Streit der Lutheraner mit den Kapharnaiten entstanden. Eine Gruppe verneine die Erbsünde, indem sie nur von einem natürlichen Mangel spreche²⁷, eine andere glaube, daß sie zur Verdammung führe. Deshalb sei

auch die Einstellung zum Sakrament der Taufe verschieden. Für einige sei sie völlig bedeutungslos, andere wüßten nicht, wie sie diese Gnadenmittel einschätzen sollten. Es gebe auch Reformatoren, nach deren Lehren ungetauft verstorbene Kinder verdammt würden, ohne daß sie untereinander einig wären über die Frage: ewig oder nur zeitlich. Wieweit muß später der erwachsene Christ sein Taufbekenntnis wiederholen? Dieses Problem beschwört neue Zwistigkeiten herauf. Von ihrer Beantwortung hängt folgerichtig das Alter des Sakramentenempfangs ab: möglichst bald nach der Geburt, zwei Jahre später oder sogar erst bei Erlangung der Denkfähigkeit²⁸. An dieser Stelle wendet sich der Autor erstmals ausdrücklich in aller Schärfe gegen die Täufer. Nach seiner Ansicht bedeutet die Ablehnung der Kindertaufe zugleich die Leugnung der Erbsünde. Der katholische Verfasser vergißt nicht, die bekannten Gegensätze im protestantischen Lager zu vertiefen. Er lobt nämlich diese erst verurteilten Täufer, weil sie anders als Luther den freien Willen verteidigen und deshalb auch die Notwendigkeit guter Werke²⁹. Dennoch gelten ihm ihre Lehren als furchtbarste Folge lutherischen Irrglaubens: Die Sektierer kennen kein besonderes Priestertum, sondern wählen sich einen Gemeindevorsteher für die Verkündigung der Lehre und die Abhaltung des Gottesdienstes³⁰, der nicht in Kirchen oder an anderen heiligen Stätten stattfindet. Meist halten sie ihre religiösen Feiern in Wäldern und auf Feldern, nur selten in Gebäuden ab³¹. Verglichen mit den Sakramentariern sind sie demnach die schlimmeren Irrlehrer. Sie verwerfen, so meint der katholische Theologe, alle Sakramente³²; denn auch der Taufe schreiben sie nur symbolhaften Charakter zu. Erst recht weisen sie alle kirchlichen Zeremonien und Satzungen zurück³³. Als Beispiele werden das Fasten und kirchliche Festtage erwähnt.

Bei der Widerlegung der Täufer konnte die Ablehnung der staatlichen Obrigkeit durch die Reformatoren nicht fehlen; denn dieser Punkt ihrer Lehre mußte die Fürsten besonders erschrecken: Sie erkennen keine weltliche Gewalt an, der sie Gehorsam leisten müssen, sie weisen alle Gerichte zurück und die durch sie verhängten Strafen, verweigern die Eidesleistung und halten jeden Kriegsdienst für sündhaft³⁴. Mit der Ablehnung der von Gott eingesetzten Obrigkeit hängt eng ihr Glaube an die baldige Wiederkunft Jesu Christi zusammen, den sie nicht als Gott betrachten, sondern nur als Propheten³⁵. In ihrer Arroganz kündigen diese falschen, lügnerischen Propheten die Endzeit immer wieder an, freilich mit unterschiedlichen Zeitangaben: zwei Jahre, drei Jahre³⁶. Dann sollten alle Menschen, auch die in der Hölle verdammt, erlöst werden³⁷. Wegen des nahen

Kommens Christi verlassen sie Haus und Familie und ziehen durch die Lande, um möglichst viele Menschen zu gewinnen³⁸.

Ihr Gegner betont am Ende seines Gutachtens, daß innerhalb dieser protestantischen Gruppe Uneinigkeit über die Spendung des Taufsakramentes bestehe. Die einen verwenden Speichel, die anderen Wasser, die meisten Asche³⁹. Sie streiten sich über die zu sprechenden Worte, je nachdem, ob sie mehr zur Lehre Luthers oder Zwinglis neigen⁴⁰. Ob das Sakrament nur Symbolcharakter besitzt oder Gnaden vermitteln kann, darüber besteht ebenfalls keine Lehreinigkeit. Der Autor faßt deshalb seine Überlegungen in dem Schlußsatz zusammen: Es gibt so viele Taufformen wie Gemeindevorsteher⁴¹.

Als letzte Steigerungsform protestantischer Häresie betrachtet er die Pneumatiker. Warum? Die Lutheraner haben die kirchlichen Satzungen abgelehnt, die Kapharnaiten Messe, Altar und Bilder, die Wiedertäufer Sakramente und Kirche, die Pneumatiker wenden sich aber sogar von der Grundlage des christlichen Glaubens, der heiligen Schrift ab. Sie träumen vom Reich des Heiligen Geistes als von der Endzeit, die folgt auf das Zeitalter Gottes des Vaters als des Schöpfers, und des Sohnes als des Erlösers, niedergelegt im Alten und im Neuen Testament. Christus hat nach ihrer Ansicht als Ewiges Testament nur das des Heiligen Geistes verkündet. In ihrer Verblendung glauben sie, so lauten die weiteren Ausführungen des katholischen Verfassers, die wahren Christen zu sein, weil nur ihr Handeln vom Heiligen Geist bestimmt sei⁴². Sie erwarten in naher Zukunft das Paradies: Alle Gefahren, Krankheiten und Kriege werden schwinden, alle weltliche Herrschaft wird vergehen.

4. Der unselige Zustand der Christenheit als Folge der Reformation

Die umfangreichste und schärfste Widerlegung der Confessio Augustana stellt eine Schrift dar, die betitelt ist: „Die grausamen und schädlichen, auch verdammtten Früchte des Luther'schen Evangeliums“⁴³. Wieder wird alles Unheil dieser Welt auf den Wittenberger Reformator zurückgeführt: sämtliche kirchliche Neuerungen, staatliche und gesellschaftliche Unruhen, der Rückgang von Glaube und Moral, schließlich sogar der Türkenkrieg. Wird dieser Bewegung nicht endlich Einhalt geboten, so entstehen von Tag zu Tag furchtbarere Häresien. Bereits heute gibt es soviele Religionen wie Städte, ja wie Häuser und Menschen⁴⁴.

Ein Kapitel beschäftigt sich ausführlich mit den Täufern; es ist das einzige, das sich einer besonderen protestantischen Gruppe zuwendet; die übrigen

Abschnitte behandeln dogmatische Fragen; nur derjenige, der nach der Abhandlung über die Täufer folgt, ist bezeichnenderweise betitelt: „Über die Aufrührer“. Die von Luther ausgegangene Täuferbewegung ist bereits jetzt über das ganze Reich verbreitet, weil ihre völlig ungebildeten Wanderprediger⁴⁵ aus den Kreisen der Handwerker, Schneider und Schuster in allen Winkeln aufrührerische Lehren verkünden⁴⁶. Viele tausend Kinder sind in ihrem Seelenheil bedroht; denn ihre Eltern haben, von den verblendeten Ketzern verführt, auf die Taufe verzichtet. Wer bereits als Kind getauft worden ist, der muß in der Sekte erneut das Sakrament empfangen. Der Fanatismus ihrer Führer zwingt die Anhänger zum Gelöbnis der Treue bis zum Tod.

Stärker noch als bei den *Monstra sectarum* stehen diesmal die politischen und gesellschaftlichen Lehren im Mittelpunkt. Die bestehende weltliche Obrigkeit wird als gottlos radikal abgelehnt. Alle Hoffnungen gelten dem nahen Reich Christi, dessen Beginn angeblich nur die von dem Heiligen Geist erleuchteten Führer kennen; freilich verkünden sie höchst unterschiedliche Zeitpunkte. Eine Täufergruppe versammelte sich vor einigen Jahren im Winter auf einem Berg bei Apocelius, eine andere erwartete das Kommen Christi für das Pfingstfest vor zwei Jahren in Böhmen⁴⁷. In ihrer eschatologischen Erwartung bekämpfen sie jede Form von Eigentum und zerstören die Grundlagen von Sitte und Moral, in dem sie Ehe und Familie auflösen⁴⁸. Sie selbst halten sich für wahre Christen; alle anderen verachten sie als Heiden, obwohl sie noch nicht einmal an die Gottheit Christi glauben, sondern ihn für einen Propheten halten. Sie sind schließlich dazu übergegangen, sich selbst einen König zu wählen und ihn feierlich zu inthronisieren. Dieser Herrscher ist dann zu den Türken gereist, um sie zum Kampf gegen die deutschen Fürsten aufzuhetzen.

Im Abschnitt „Über die Aufrührer“ versucht der Verfasser nachzuweisen, daß alle staatsfeindlichen Lehren der Häretiker auf Luther zurückgehen. In seinen Schriften an die deutschen Fürsten und Reichsstände habe er niemanden geschont, weder Papst noch Kaiser, weder König noch Fürsten. Den Papst habe er geschmäht und behauptet, der Kaiser habe das freie Geleit verletzt. Ihn beschimpfte er außerdem nach dem Erlaß des Wormser Edikts als „elenden Verteidiger des Glaubens“. Die Fürsten habe er mit dummen, blinden Eseln verglichen, die Bauern aufgerufen, sich mit dem Schwert gegen die Obrigkeit zu erheben. Deshalb mußte der Bauernkrieg 1525 ausbrechen. Die Aufständischen hätten Klöster und Burgen in Schutt und Asche gelegt; viele Frauen seien zu Witwen, viele Kinder zu Waisen geworden. Der Urheber dieses furchtbaren Unheils sei allein Luther⁴⁹.

5. Die Entscheidung des Kaisers

Karl V. lehnte die erste Widerlegung der Confessio Augustana ab, weil sie wegen ihrer Schärfe seine Vermittlungspolitik gefährdete. Er verlangte eine maßvollere Antwort in Form einer kurzen Zusammenfassung der kirchlichen Lehre und einer energischen Zurückweisung von Abweichungen⁵⁰. Die katholischen Theologen beschlossen nunmehr, den gesamten Auftrag einem einzigen Gelehrten zu übergeben, nämlich Professor Eck⁵¹. Die neue Arbeit bestand aus vier Abschnitten; im letzten beschäftigt sich Eck mit reformatorischen Sondergruppen, als deren Urheber er ebenfalls Luther betrachtete. Rücksichtslos sollten die Wiedertäufer und Kapharnaiten bis zu ihrer endgültigen Ausrottung verfolgt werden⁵².

Die Hauptreformatoren kommen häufig zu Wort, daneben aber auch einige Täufer. Zwar muß Eck zugeben, daß sich Luther und seine Anhänger von diesen Sektierern distanziert haben, aber er bleibt dabei, daß diese Gruppen ohne die Häresien des Wittenbergers nicht entstanden wären. Der katholische Theologe fordert deshalb, daß die Fürsten sowohl die Rücknahme aller religiösen Änderungen als auch den Widerruf der Irrlehren durchsetzen sollen⁵³.

Dieser Entwurf fand ebensowenig die Billigung des Kaisers; denn statt der Theologen wollte er selbst als Schirmherr der katholischen Kirche auf das von den lutherischen Reichsständen vorgelegte Bekenntnis antworten. Eck und die anderen Gelehrten mußten deshalb alle Ausführungen weglassen, die sich unmittelbar auf die Confessio Augustana bezogen. Die Entscheidung Karls V. betraf vermeintliche Widersprüche zwischen gegenwärtigen und früheren Lehrmeinungen der Reformatoren sowie Hinweise auf das Schwärmertum als notwendige Folge lutherischen Denkens⁵⁴.

1 P. Rassow, Die politische Welt Karls V. 2. Auflage. München 1946. S. 41.

2 Ebd. S. 51.

3 L. v. Ranke. Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, hgb. von P. Joachimsen. Band 3. München 1925. S. 181.

4 W. Gussmann, Quellen und Forschungen zur Geschichte des Augsburger Glaubensbekenntnisses. Band 2. Kassel 1930. S. 103. 150 f.; Ficker, Die Konfutation des Augsburger Glaubensbekenntnisses. Ihre erste Gestalt und ihre Geschichte. Leipzig 1891. S. XXIII.

5 Gussmann, Nr. 389 ff. S. 146. Nr. 336 S. 142.

6 Eck an die Eidgenossen, Ingolstadt, 1525 X 28 (Briefmappe. Erstes Stück. Münster 1912 (= Reformationsgeschichtliche Studien und Texte 21/22) S. 154—159.

Johannes Eck in seinem Kampf gegen die Täufer

- 7 W. Gussmann, Melancthon und Eck. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Augustana in: Neue kirchliche Zeitschrift 41 (1930) S. 298.
- 8 Gussmann, Quellen und Forschungen S. 101 f.
- 9 Ebd. Nr. 336 S. 142.
- 10 K. Rischar, Professor Dr. Johannes Eck als akademischer Lehrer in Ingolstadt in: Zeitschrift für bayerische Kirchengeschichte 37 (1968) S. 196 f.
- 11 Ebd. S. 208 f.
- 12 Gussmann, Quellen und Forschungen Nr. 178 S. 125.
- 13 B. Hubmaier, Der Uralten und gar neuen Leerern urchail, dass man die jungen kindlein nit taufen sol, biß sy im glauben underricht sind. 1526. S. Diij.
- 14 Gussmann, Quellen und Forschungen Nr. 226 S. 129; vgl. Hubmaier, Von dem christenlichen tauf der gläubigen. Waldshut 1525; ders., Ein Christennliche Leertafel die ein yedlicher mensch ee er im Wasser getauft wirdt vor wissen solle. Nicolspurg 1526; ders., Ein kurtze entschuldigung an alle Christglaubige menschen. Nicolspurg 1526. S. Aiiij'; ders., Ein Gespräch auff Mayster Ulrichs Zwinglens ze Zürich Taufbüechlin von dem Khindertauff. Nicolspurg 1526.
- 15 Gussmann, Quellen und Forschungen Nr. 392 S. 149; vgl. Hubmaier, Ein ainfeltiger underricht auf die wort: Das ist der Leib mein, in dem nachtmahl Christi. Nicolspurg 1526. S. Ciij; ders., Ein form des nachtmals Christi. o. O. 1527. In seiner Verteidigungsschrift „Kurtze entschuldigung“ S. Aiiij' behauptet Hubmaier, er habe nur die Altäre beseitigen wollen, auf denen Christus von neuem gekreuzigt und getötet worden sei. Ecks Anklage ist sachlich enthalten in: Ursach, warum der widertauffer patron und erster anfenger Huebmayr zu Wien verbrennet sey. Wien 1528.
- 16 Gussmann, Quellen und Forschungen Nr. 245 S. 132; vgl. Hubmaier, Ein ainfeltiger underricht S. Di': „Dass man Christum nit in stainene heußlin oder in monstranzen beschliessen müge.“
- 17 Gussmann, Quellen und Forschungen Nr. 321 S. 140; vgl. Hubmaier, Achtzehnen schlussrede, so betreffende eyn gantz christlich leben, woran es gelegen ist. o. O. 1523. S. Aiiij'.
- 18 Gussmann, Quellen und Forschungen Nr. 394 S. 149; vgl. Hans Denck, Wer die warhait warlich lieb hat, mag sich hierinn brüfen im erkandtnuß syenes glaubens. o. O. u. J. S. A 4'.
- 19 Gussmann, Quellen und Forschungen Nr. 111 S. 117; vgl. Denck (Vom gsatz Gottes, wie das gsatz aufgehoben sey und doch erfüllet werden muss. o. O. u. J. S. B 4'; ders., Widerruf uff die Zehen artikel (Basel 1529) in: Schriften. Teil 2. Gütersloh 1956. S. 106); Simon Haferitz (Ein Sermon vom Fest der heiligen drey Konig geprediget. Nürnberg 1524); Ambrosius Spittelmayr (A. Nicoladoni, Johannes Bänderlin von Linz und die oberösterreichischen Täufergemeinden in den Jahren 1525—1531. Berlin 1893. S. 52); Johannes Bänderlin (Ebd. S. 134 ff.); Thomas Müntzer (Von dem gedichteten Glauben (1524) in: O. H. Brandt, Thomas Müntzer. Sein Leben und seine Schriften. Jena

Johannes Eck in seinem Kampf gegen die Täufer

1933. S. 126—132); Sebastian Franck (A. Hegler, Geist und Schrift bei Sebastian Franck. Freiburg 1892. S. 49 ff.); Leonhard Schiemer (L. Müller, Der Kommunismus der mährischen Wiedertäufer. Leipzig 1927 (= Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte 45, 1) S. 25) und Ulrich Stadler (Ebd. S. 25).

20 Gussmann, Quellen und Forschungen Nr. 385 S. 148; vgl. Denck (Schriften S. 110); Georg Blaurock (J. R. v. Beck, Georg Blaurock und die Anfänge des Anabaptismus in Graubünden und Tirol: Monatshefte der Comenius Gesellschaft. Band 7. Berlin 1898. S. 316); Regensburger Täufer (H. Nestler, Die Wiedertäuferbewegung in Regensburg. Regensburg 1926. S. 37); Schwäbisch-württembergische Täufer (G. Bossert, Quellen zur Geschichte der Täufer. Band 1. Leipzig 1930. S. 912).

21 Gussmann, Quellen und Forschungen S. 150. Thomas Müntzer erkannte keine Obrigkeit an und predigte den gewaltsamen Umsturz der bestehenden Verhältnisse (Brandt, S. 19 und H. Bullinger, Der Widertoeuffern für ganz Secten waesen fürneme und gemeine irer leer Artikel. Zürich 1560. S. 106). Für die gewaltsame Beseitigung und Austreibung jeglicher Obrigkeit trat auch Nikolaus Pfeiffer ein (G. Franz/W. P. Fuchs, Akten zur Geschichte des Bauernkrieges in Mitteleuropa. Band 2. Jena 1942. S. 66). Diese Ansicht teilten die meisten thüringisch-sächsischen Täufer (P. Wappler, Die Täuferbewegung in Thüringen von 1526—1584. Jena 1913. S. 142 ff.) und ihre Glaubensgenossen in Hessen (Ebd. S. 335). Eine obrigkeitsfeindliche Grundeinstellung zeigten auch die fränkischen Täufer (G. Bauer, Anfänge täuferischer Gemeindebildungen in Franken (= Einzelarbeiten aus der Kirchengeschichte Bayerns Band 43) Nürnberg 1966 S. 11; Wappler S. 246 und K. Schornbaum, Quellen zur Geschichte der Wiedertäufer. Band 1. Markgrafentum Brandenburg. Leipzig 1934. S. 36. 92). Wie die oberösterreichischen Sektierer (Nicoladoni S. 33. 224. 227. 230. 239) betrachteten sie zwar die Obrigkeit als von Gott eingesetzt, um die Bösen zu bestrafen — echte Christen bedürften deshalb keines weltlichen Regimentes — aber ihre Vertreter handelten in Widerspruch zu Gottes Geboten. Ebenso verhielten sich die bayerischen Täufer (Nestler S. 32. 38. 50).

Die Forderung nach Abschaffung des Privateigentums und seine Ersetzung durch Kollektivbesitz war unter den Täufnern weit verbreitet (K. Rischer, Der Missionar Eucharis Binder und sein Mitarbeiter Joachim März in: Mennonitische Geschichtsblätter 25 (1968) S. 18 f.; Müller S. 53. 57. 60 f.; Hegler S. 182).

Für die Anwendung der Exkommunikation traten z. B. Hubmaier (Von dem Christlichen Bann. Wo derselb nit auffgerichtet und gebraucht wirdt nach dem ordenlichen und ernstlichen bevelh Christi. Nicolspurg 1527), und die mährischen Täufer ein (Müller S. 45 f.).

22 Ficker, Konfutation S. XXIII. Anm. 2.

23 Ebd. S. 174; vgl. K. Rischer, Das Leben und Sterben der Wiedertäufer in Salzburg und Süddeutschland. Nach einem Brief des Prof. Johannes Eck an Herzog Georg von Sachsen aus dem Jahre 1527 in: Mitteilungen der Gesellschaft

Johannes Eck in seinem Kampf gegen die Täufer

für Salzburger Landeskunde 108 (1968) S. 205. Eck äußert sich darin wörtlich: „Es wurd kainer ain widertauffer, er sey dann vor lutterisch, sy komment auch zu niemants, er sey dann vor lutterisch.“

24 Ficker, Konfutation S. 176—180.

25 Eck, *Prima Pars operum contra Ludderum*. Augsburg 1530. S. II; ders., *Repulsio articulorum Zwinglii*. Augsburg 1530. S. aII; Rischar, Wiedertäufer in Salzburg S. 206.

26 Ficker, Konfutation S. 179 ff.

27 Denck, *Schriften* S. 107; Sebastian Franck (Hegler S. 128); Riedemann (Müller, S. 30 f.).

28 Die oberösterreichischen Täufer (Nicoladoni S. 46 ff. 50. 55. 162 f. 209. 223. 228 f.), Hubmaier (vgl. Anm. 14), die fränkischen Täufer (Bauer, S. 13), die thüringischen (Wappler S. 14. 66f.), Denck (*Schriften* S. 24. 109), die Passauer (H. Wiedemann, *Die Wiedertäufergemeinde in Passau 1527—1535 in: Ostbairische Grenzmarken. Passauer Jahrbuch für Geschichte, Kunst und Volkskunst* 6 (1962/1963) S. 265), Haferitz (Sermon), Riedemann (Müller S. 36).

29 Die thüringischen Täufer (Wappler S. 65), Denck (*Schriften* S. 107 f.), Hubmaier (Ein Christenliche Leertafel; ders., *Von der Freyhait des Willens*. Nicolspur; ders., *Dan ander Biechlein von der Freiwilligkeit des menschen*. Nicolspur; Bänderlin (Nicoladoni S. 144), Riedemann (Müller S. 30).

30 Bänderlin (Nicoladoni S. 57. 153), Riedemann (Müller S. 46—49).

31 Bänderlin (Nicoladoni S. 227); Regensburger Täufer (Nestler S. 37. 41), Salzburger Täufer (Rischar, Täufer in Salzburg S. 202 f.).

32 Oberösterreichische Täufer (Nicoladoni S. 49. 55. 138. 163 f.), Sebastian Franck (*Türkenchronik* (1530) in: M. Jones, *Spiritual Reformers in the Sixteenth and Seventeenth Centuries*. London 1914. S. 49).

33 Franck (Jones S. 49), Denck (*Schriften* S. 54. 108 f.), Bänderlin (Nicoladoni S. 153).

34 Oberösterreichische Täufer (Nicoladoni S. 51).

35 Thüringische Täufer (Wappler S. 70), oberösterreichische Täufer (Nicoladoni S. 165. 240 f.), Regensburger Täufer (Nestler S. 33).

36 Binder und März (Rischar, Binder S. 18 f.), thüringische Täufer (Wappler S. 231), Melchior Hofmann und Jan van Leyden (J. J. Kiwiet, *The Theology of Hans Denck in: The Mennonite Quarterly Review* 32 (1958) S. 25), oberösterreichische Täufer (Nicoladoni S. 49. 59 f. 163. 241).

37 Vgl. Anm. 18.

38 Regensburger Täufer (Nestler S. 37. 41), oberösterreichische Täufer (Nicoladoni S. 57. 242), mährische Täufer (Müller S. 60 f.).

39 Die österreichischen Täufer tauchten zwei Finger in eine Schüssel oder einen Becher mit Wasser und machten ein Kreuzzeichen auf die Stirn (Nicoladoni S. 223. 230). Die Regensburger Täufer gossen aus einem Becken einfaches Wasser über den Kopf des Täufelings (Nestler S. 36).

Johannes Eck in seinem Kampf gegen die Täufer

- 40 Sowohl bei Nestler (S. 36) wie bei Nicoladoni (S. 223. 230) lautet die Taufformel: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.“
- 41 In seinem Schreiben an die Christen in Antwerpen (1525) äußerte sich Luther sehr ähnlich über die Täufer: „Überall treibt der Teufel sein Spiel mit Rumpelgeistern und Rumoren. Dieser will keine Taufe haben, jener leugnet das Sakrament, ein anderer setzt noch eine Welt zwischen sich und den letzten Tag. Etliche lehren, Christus sei nicht Gott, etliche sagen dies, etliche sagen das und sind schier soviel Sekten und Glauben als Köpfe (Nicoladoni S. 21).
- 42 Oberösterreichische Täufer (Nicoladoni S. 40), thüringische Täufer (Wappler S. 65), Passauer Täufer (Wiedemann S. 265), Denck (Schriften S. 55), Müntzer (K. Holl, Luther und die Schwärmer in: K. Holl, Gesammelte Aufsätze zur Kirchengeschichte. Band 1. Tübingen 1927. S. 434), Binder und März (Rischar, Binder S. 19).
- 43 Ficker, Konfutation S. 182—185.
- 44 Ebd. S. 183.
- 45 Bauer S. 176: „Die verantwortlichen Täuferführer waren Autodidakten, die zum Teil nicht einmal schreiben konnten.“
- 46 Tuchknappen und kleine Handwerksmeister in Thüringen (Wappler S. 8), besonders Weber in Passau (Wiedemann S. 262), Weber und Maler in Nürnberg (Th. Kolde, Hans Denck und die gottlosen Maler in Nürnberg, in: Beiträge zur bayerischen Kirchengeschichte. Band 8. Erlangen 1902. S. 1—31), Schneider, Schuster, Buchhändler in Regensburg (Nestler S. 40), Schmiede (Nicoladoni S. 27), Sattler (Ebd. S. 29. 193), Weber (Ebd. S. 34. 193. 203. 206 f. 209 f.), Kürschner (Ebd. S. 187), Schneider (Ebd. S. 30. 188 f. 201) und Schuster in Oberösterreich (Ebd. S. 34. 129 f. 187. 191. 210), Weber, Färber, Schmiede, Drucker in Franken (Bauer S. 13. 176), Schneider, Schreiner und Goldschmiede in Salzburg (Rischar, Täufer in Salzburg S. 201 und ders., Binder S. 18—26).
- 47 Nestler (S. 15) berichtet, daß Hut den Weltuntergang für Pfingsten 1528 in Böhmen erwartete.
- 48 Müller S. 60 f.
- 49 Ficker, Konfutation S. 184 f.
- 50 Ebd. S. XXX.
- 51 J. Eck, Replica adversus scripta Bucerii super actis Ratisponae. Ingolstadt 1543. S. 48.
- 52 Ficker, Konfutation S. XXII f.
- 53 Ebd. S. XLIII.
- 54 Ebd. S. LVIII f.

HORST PENNER

KURT KAUEHNOVEN 80 JAHRE

Sein Name ist bei allen Mennoniten bekannt, deren Heimat einmal Westpreußen war. Als Nestor der mennonitischen Familienforschung kennt man ihn daheim in Deutschland ebenso wie in Kanada, den USA, Mexiko und Südamerika.

Am 15. Dezember des vergangenen Jahres konnte Dr. Kauenhoven seinen 80. Geburtstag feiern. Wenn wir sein Leben überschauen, so sehen wir ihn 40 Jahre lang als Studienrat an dem mathem.-naturwissenschaftlichen Felix-Klein-Gymnasium in der Universitätsstadt Göttingen wirken. Schon früh wurde ihm als Fachberater für Deutsch die Ausbildung der Studienreferendare übertragen, ein Beweis für seine wissenschaftlichen Kenntnisse und pädagogischen Fähigkeiten. Sein zweites Fach Englisch brachte ihm einen Lehrauftrag der Universität Göttingen für Phonetik und Didaktik der englischen Sprache ein. Aus dem Zusammenspiel von Germanistik und Anglistik erwuchs im Jahre 1915 seine Dissertation „Gottfried Bürgers Macbeth-Bearbeitung“. In zahlreichen Veröffentlichungen auf den Gebieten der Germanistik, Anglistik und Kunst hat er einen beachtlichen Beitrag zur wissenschaftlichen Forschung geleistet. —

Sein geistiges Lieblingskind aber wurde mit den Jahren immer mehr die mennonitische Familienforschung. Schon vor 45 Jahren veröffentlichte Dr. Kauenhoven in den „Familiengeschichtlichen Blättern“ in Leipzig seinen ersten Aufsatz zu diesem Thema: Zur Geschichte der Danziger Mennoniten. Zwei Jahre später im Jahre 1926 schlug ein Versuch fehl, eine Familienzeitschrift der Kauenhovens herauszugeben. Dann aber gelang der Zusammenschluß der Mennonitenfamilien Epp-Kauenhoven-Zimmermann zum „Sippenverband Danziger Mennonitenfamilien“. Dr. Kauenhoven wurde Vorsitzender dieses Verbandes und Herausgeber von dessen Zweimonatschrift, die in den Jahren 1935—1945 erschien.

In diesen Heften hat er die wichtigsten Ergebnisse seiner Familienforschung niedergelegt. Über die reine „Ahnenforschung“ hinaus, die sich häufig nur mit Geburts-, Heirats- und Sterbedaten befaßt, haben sich Dr. Kauenhoven und seine Mitarbeiter bemüht, die kulturgeschichtliche Leistung der einzelnen Familien, aber auch die des gesamten Danziger „Stadtmennonitentums“ aufzuhehlen und aufzuzeigen.

Die Kauenhovens kamen als Täuferflüchtlinge aus den Niederlanden — wahrscheinlich aus Flandern — nach Danzig. Sie wirkten hier als Weber, Borstenmacher und Branntweinbrenner. Unser Geburtstagskind — fern dem später so geliebten Danzig — in Dortmund geboren, war evangelisch getauft. Seine Familie ist inzwischen wieder so eng mit dem Mennonitentum verbunden, daß die vier Töchter unseres Jubilars zum Bekenntnis ihrer Vorfäter zurückkehrten.

Mögen unserem lieben Dr. Kauenhoven noch viele Jahre der Freude an Familie und Familienforschung beschieden sein.

HORST PENNER

ZUM GEDENKEN AN ERICH KEYSER

Professor Dr. Keyser schrieb vor 30 Jahren in einem der ersten Jahrgänge dieser Geschichtsblätter über die westpreußischen Mennoniten: „Zu den wichtigsten Bevölkerungsgruppen des Weichsellandes gehören heute die Mennoniten. Sie bilden einen bemerkenswerten Teil jener großen Gemeinschaft der Täufer, die schon in den ersten Jahren der Reformation in Südwestdeutschland und der Schweiz sich bildete.“

Dieser Mann, der sich in 40jähriger Forschertätigkeit — im besonderen in seiner Eigenschaft als Erforscher der deutschen Bevölkerungsgeschichte — immer wieder auch mit der Geschichte unserer westpreußischen Mennoniten befaßte, ist kurz vor Vollendung seines 75. Lebensjahres gestorben.

In einem der würdigen Giebelhäuser Danzigs gegenüber dem Artushof verlebte der 1893 geborene Erich Keyser seine Kindheit. Vater und Mutter entstammten Altdanziger Patriziergeschlechtern.

Als *Archivrat*¹ widmete sich Keyser zunächst ganz „Danzigs Geschichte“. — Vielen von uns ist das Geschichtswerk, das aus diesen Forschungen erwuchs, bekannt. Danzig aber war nicht nur Stadt, sondern auch Staat. Keyser stieß bei seinen Forschungen im Danziger Territorium und in Danzigs Vorstädten auf die „eigenartigen“ Täufer. Zur Erhellung ihrer Geschichte im Weichselmündungsgebiet wurde eine Dissertation vergeben. Die Forschungsarbeit über die Mennoniten im Weichseltal leistete Keyzers Doktorand Herbert Wiebe in einer weiteren Dissertation.

1927 wurde Keyser zusätzlich *Direktor* des „Staatlichen Landesmuseums für Danziger Geschichte“, das in dem schönen Rokokobau des Olivaer Schlosses untergebracht wurde. — Er ließ hier seit 1939 eine Forschungs- und Lehrstätte für Kunstgeschichte des ganzen Weichsellandes entstehen. — Der Familienverband Epp-Kauenhoven-Zimmermann konnte hier im Jahre 1937 im Olivaer Schloß eine viel beachtete Ausstellung zur Geschichte und Familiengeschichte der westpreußischen Mennoniten unter tatkräftiger Mit Hilfe Professor Keyzers veranstalten.

1 Bild und Daten des Verstorbenen wurden mir freundlicherweise von Herrn Dr. Bahr vom Gottfried-Herder-Institut in Marburg zur Verfügung gestellt.

Seit 1931 war Keyser auch als *Professor* für mittelalterliche Geschichte, historische Hilfswissenschaften und Deutsche Landesgeschichte an der TH Danzig tätig. — Die Geschichte seiner Vaterstadt und des angrenzenden Weichsellandes, die ja Kolonialgebiet waren, ließen den jungen Forscher schon früh nach der Herkunft der vom Westen eingeströmten Kolonisten fragen. So wurde die Bevölkerungsgeschichte sein Hauptanliegen, in der Erkenntnis, daß wohl Feldherren und Staatsmänner vergehen, das Volk aber bleibt bestehen; es macht in vielen Milliarden Einzelhandlungen Geschichte. Solch eine Geschichte zu schreiben, ist schwieriger als die großer Helden. Keyser hat sich dieser Mühe unterzogen und ließ 1938 eine „Bevölkerungsgeschichte Deutschlands“ erscheinen, die bereits 1943 ihre dritte Auflage erlebte.

Ihr sollte jetzt fern der Heimat eine „Bevölkerungsgeschichte Westpreußens“ folgen, da nahm dem rastlosen Forscher der Tod die Feder aus der Hand. Als mit der Vertreibung aus dem deutschen Osten die Universitäten, Archive und Bibliotheken in Breslau, Danzig und Königsberg für weitere Forschung ausfielen, da begründete Professor Keyser mit Freunden und gleichgesinnten Fachgenossen der deutschen Ostforschung im Jahre 1950 den *Johann Gottfried Herder-Forschungsrat* und das mit diesem verbundene gleichnamige Institut. Von 1951 bis zur Emeritierung im Jahre 1959 war er Direktor des Gottfried-Herder-Instituts, das sich in der Universitätsstadt Marburg einen fruchtbaren Standort gegeben hatte. Das Institut hat sich mit seiner großen Bibliothek, die Tausende von Bänden ostdeutschen Schrifttums zählt, mit seinen „Wissenschaftlichen Beiträgen zur Geschichte und Landeskunde Ost-Mitteleuropas“ — in dieser Reihe erschien auch 1952 Herbert Wiebes Dissertation — weithin einen Namen gemacht.

Wir westpreußischen Mennoniten haben dem Verstorbenen dafür zu danken, daß er unsere geschichtlichen und familiengeschichtlichen Anliegen stets freundlich gefördert hat. Wir haben ihm weiterhin für die objektive und wohlwollende Beurteilung des westpreußischen Mennonitentums in seinen wissenschaftlichen Aufsätzen² und Büchern zu danken.

2 Erich Keyser: Die Niederlande und das Weichselland; in: Deutsches Archiv für Landes- und Volksforschung, VI. Jg. Dez. 1942.

(In diesem recht ausführlichen Aufsatz gibt K. in etwa einem Drittel des Aufsatzes eine historische Darstellung des westpr. Mennonitentums.)

VERSCHIEDENES

Nachrufe für Ernst Crous (1882—1967)

In den Mennonitischen Geschichtsblättern 24, Nr. 19, 1967 sind innerhalb des Artikels „Ernst Crous in Memoriam“ (Gerhard Hein) S. 5—14 auf Seite 13 Nachrufe auf Ernst Crous verzeichnet. Wir bringen hierzu genaue bibliographische Angaben und weitere inzwischen erschienene Nachrufe, die uns freundlicherweise Frau Rose Crous übermittelte.

Zum Gedenken an Dr. Ernst Crous, Krefeld (6. 3. 1882—31. 5. 1967) (Gerhard Hein)

in: Der Mennonit 20, Nr. 7, 1967, S. 110—111

(Auf Seite 110 ist ein Druckfehler: „Die Göttinger Zeit (1954—1960)...“ muß heißen (1944—1960)) und

in: Mennonitischer Gemeinde-Kalender 68, 1968, S. 38—43.

Ernst Crous (1882—1967) Krefeld/Deutschland (Cornelius Krahn)

in: Der Bote 44, 27. Juni 1967, S. 12.

Died May 31. German Historian Started Research Center (ders.)

in: Mennonite Weekly Review, 22. Juni 1967, S. 2.

Dr. Ernst Crous † 6. 3. 1882—31. 5. 1967 (Kurt Kauenhoven)

in: Archiv für Sippenforschung 33, Heft 27, 1967, S. 227—229.

Ernst Crous zum Gedenken (Heinrich Roloff)

in: Zentralblatt für Bibliothekswesen 81, Heft 12, 1967, S. 746—747.

Dr. Ernst Crous zum Gedächtnis (Walter Regehr)

in: Mennoblatt 38, Nr. 16, 1967, S. 4.

Ernst Crous, 1882—1967 (John S. Oyer)

in: The Mennonite Quarterly Review 42, 1968, Nr. 4, S. 301—311.

In memoriam Dr. Ernst Crous (C. F. Brüssewitz)

in: Algemeen Doopsgezind Weekblad 22, 24. 6. 1967, Nr. 25.

Dr. Ernst Crous zum Gedenken (Wolfgang Schultz)

in: Der Mennonit 21, Nr. 8, 1968, S. 104—105.

Bibliotheksrat Dr. Ernst Crous † (Franz Heckmanns)

in: Die Heimat, Krefeld, 38, 1967, S. 126—127.

Dr. Ernst Crous † (Ohne Verfassername. Verfasser ist Kurt Kauenhoven)

in: Göttinger Tageblatt vom 8. Juni 1967.

Verschiedenes

Dr. Ernst Crous †

in: Mitteilungen des Vereins der Freunde und Förderer des Arndt-gymnasiums Krefeld 23, 1967, S. 11

(Druckfehler: nicht „im Jahre 1950“, sondern „1960 kehrte Dr. Crous in seine Vaterstadt Krefeld zurück“...; nicht „17 Altersjahre“, sondern 7.). Es ist etwa der gleiche Artikel wie in den Krefelder Zeitungen.

Unermüdlich tätiger Gelehrter (ohne Verfassername. Verfasser ist Ernst Köppen)

in: Westdeutsche Zeitung, Krefeld, vom 2. Juni 1967.

Die Welt der Mennoniten erforscht (ohne Verfassername. Verfasser ist Ernst Köppen)

in: Rheinische Post, Krefeld, vom 2. Juni 1967.

Dr. Ernst Crous verstorben /kehrte 1960 nach Krefeld zurück / Ein liebenswerter Gelehrter (Ernst Köppen)

in: Neue Rhein Zeitung, Krefeld vom 2. Juni 1967.

(Die drei letzten Artikel sind gleichen Inhalts unter verschiedenen Überschriften. Die Ausführungen enthalten Irrtümer.)

Rose Crous

Ausstellung Habaner Keramik

In den Räumen des Schlosses Strážnice in der mährischen Slowakei wurde im Laufe des Monats Mai von Herman Landsfeld eine Ausstellung Habaner Keramik eröffnet. Originell in ihrer Konzeption, neu in der Systematisierung der Gefäße, hat sie schon kurz nach der Eröffnung Fachleute aus den verschiedensten Ländern angezogen und unter ihnen lebhaft Diskussionen ausgelöst.

Herman Landsfeld ist ein bekannter Forscher unserer Zeit. Als erfahrener Töpfermeister verbindet er mit Leichtigkeit kunsthistorische Erkenntnisse mit der Technologie der Herstellung, wobei er für seine Feststellungen nur eindeutige Beweise gelten läßt. Aus diesem Grund gräbt er erfolgreich seit 1932 in 15 ehemaligen Habaner Dörfern nach Brennöfen und hat bis heute 82 000 Bruchstücke Habaner Gefäße zutage gefördert. Die Ausstellung umfaßt eine gute Auswahl ganzer Gefäße, Bruchstücke, Kacheln, Werkzeuge, Matrizen usw. und zeigt dem Besucher neben den klassischen Habaner Fayence-Erzeugnissen auch die heute noch wenig bekannten Habaner Hafnerarbeiten, glasurlose oder bleiglasierte Gebrauchs- und Zierkeramik.

Selbst den Kenner überrascht die Vielfalt der Dekorationstechniken, deren sich die Habaner Töpfermeister bedienten. Es ist ein Verdienst von Herman Landsfeld, viele der auf dem Boden der Gefäße angebrachten Hafnermarken (meist eingekratzte Initialen) enträtselt und damit die Zugehörigkeit der Erzeugnisse eindeutig bewiesen zu haben.

Wenn auch besonders unter den tschechoslowakischen Forschern Stimmen laut geworden sind, die der Arbeitsweise von Herman Landsfeld die wissenschaftliche Methode besonders bei den Ausgrabungen absprechen, so konnte er auf Grund seiner unermüdlichen und selbstlosen Arbeit doch manche Hypothese beweisen oder widerlegen und Dokumente sicherstellen, die auch in Zukunft Grundlage jeder Habaner Keramikforschung sein müßten.

Horst Klusch

Mennoniten im Lexikon 1724

Es wäre eine Studie wert, der Behandlung der Täufer-Mennoniten in den Enzyklpädien oder Lexika in Vergangenheit und Gegenwart nachzugehen. Hier wird man jede Art von Beurteilung finden können: polemisch, subjektiv-einseitig, objektiv, gerecht, überheblich, aus erster oder zweiter Hand, wobei solch eine Studie zugleich einen Einblick in die Art der Geschichtsbetrachtung der jeweiligen Zeit geben wird. Als Beispiel eines Lexikonartikels diene das Stichwort-Mennonisten aus dem Werk „Reales Staatszeitungs- und Conversations-Lexicon“ in der Auflage Leipzig 1724, das wegen seines Vorwortes von Johann Hübner, „Rectoris zu S. Johannis in Hamburg“ auch Hübners Lexikon genannt wird. Ein weiteres interessantes Beispiel ist das Zedlersche Lexikon (siehe Menn. Lex., Bd. 4, S. 586). Leider sind die Verfasser der Artikel in Hübners Lexikon nicht genannt.

„Mennonisten, eine Art von Wiedertäufern, welche ihren Namen von einem *Frießländer*, Menno Simonis genannt, bekommen, und sich sonderlich in Holland ausgebreitet haben. Dieser verwarff die *Entzückungen* und *Erscheinungen* der ersten Wiedertäufer, und führte im 16. Jahrhundert eine neue Lehre ein. Sie verwerffen das Studiren, und das alte Testament, und geben vor, das Neue sey die einzige Regul unsers Glaubens. Ferner lehren sie, man solle die Wörter *Dreyfaltigkeit* und *Person* nicht gebrauchen, wenn man von dem Vater, Sohn und Heil. Geiste redet. Es sey den Christen weder erlaubt, einen Eyd zu thun, noch einiges weltliches Obrigkeitliches Amt zu verwalten, vielweniger iemand am Leben zu strafen, noch Krieg zu führen. So sagen sie auch, daß den Kindern die Tauffe nicht nöthig

Verschiedenes

seye. Sie kommen theils den *Socinianern*, theils den Unitariern sehr nahe, und heißen diese auch Galenisten, von einem Medico in Amsterdam, Galeno, und Collegiaten, weil sie ihre Versammlung haben, darinne ein jeder die Schrift auslegen darff. Das heilige Abendmahl administriren sie des Jars nur 2. mahl, da sie alle nach Rhinsburg zusammen kommen, und haben sich in viel Secten zertheilet. Siehe *Wiedertäufer*.“ Adalbert Goertz

Mennonitische Blätter 1854—1941

Diese bekannte mennonitische Zeitschrift der Vergangenheit ist besonders heute von Wert für den Historiker und Familienforscher. Da sie schwerlich an mehreren Orten komplett vorhanden ist, wurde das nach der Eingliederung der Neffbibliothek vollständige Exemplar der Mennonitischen Forschungsstelle in Weierhof/Pfalz auf Mikrofilm aufgenommen. Kopien können an Interessenten käuflich für DM 350.— abgegeben werden. Bestellungen sind zu richten an: Mikropress GmbH, Gesellschaft für die fotografische Reproduktion der Presse, 53 Bonn, Baunscheidtstraße 17.

Adalbert Goertz

VON NEUEN BÜCHERN

John H. Yoder: Täufertum und Reformation im Gespräch. Dogmengeschichtliche Untersuchung der frühen Gespräche zwischen Schweizerischen Täufern und Reformatoren. = Basler Studien zur historischen und systematischen Theologie, hrsg. Max Geiger, Band 13. EVZ-Verlag Zürich 1968, 221 S., Ln. DM 24,—

Yoder war im Jahre 1957 von der Theologischen Fakultät der Universität Basel mit einer Untersuchung über „Die Gespräche zwischen Täufern und Reformatoren 1523—1538“ promoviert worden. Diese Dissertation ist 1962 erschienen. Das jetzt veröffentlichte Werk stellt den zweiten Teil zu der Dissertation dar und war im Manuskript ebenfalls bereits 1957 abgeschlossen. Während der 1962 publizierte erste Teil die Gespräche zwischen Täufern und Reformatoren in ihrer historischen Folge untersucht, bietet der zweite Teil eine systematische Zusammenfassung der in jenen Gesprächen behandelten Themen, wobei selbstverständlich die im ersten Teil gewonnenen Ergebnisse vorausgesetzt sind. Da beide Teile eng zusammengehören, hat Yoder darauf verzichtet, das Manuskript des zweiten Teiles trotz der inzwischen vergangenen Jahre von Grund auf zu überarbeiten. Wohl aber hat er die wichtigste neue Literatur herangezogen und sich mit anderen Meinungen, die noch später vorgetragen wurden, in den zahlreichen Anmerkungen auseinandergesetzt.

Die Einleitung grenzt das Thema scharf ein. Die Maßstäbe der theologischen Bewertung sollen nicht von nachgeordneten Gesichtspunkten aus gewonnen werden. Insbesondere wendet sich Yoder schon hier dagegen, Zwingli bei seinem Verhalten gegenüber den Täufern Opportunismus zu unterstellen (S. 8 ff.). Vielmehr sei auf beiden Seiten, bei Zwingli wie bei den Täufern, eine ernste glaubensmäßige Überzeugung vorhanden gewesen. Die aufkommende Differenz muß daher, wie Yoder hervorhebt, im Mittelpunkt der reformatorischen Bewegung selbst gesucht werden: sie ist „aus dem gemeinsamen Glaubensgut der werdenden zürcherischen Reformation herausgewachsen“ (S. 10 f.). Darüber hinaus betont Yoder, daß es auch nicht einzelne Probleme waren wie etwa das des Eides oder des täuferischen Pazifismus oder der Handhabung der Kirchenzucht, die zur Spaltung führten. Vielmehr äußert er, daß nach Meinung der Täufer Zwinglis Reformation auf halbem Wege stehen geblieben ist. Die vier folgenden Hauptteile suchen in sorgfältigen Analysen diese These unter Beweis zu stellen. Dabei werden jeweils nur die „Hauptthemen“ untersucht.

Buchbesprechungen

Im ersten Hauptteil geht es um die frühen Gespräche zwischen Zwingli und den Täufern. Hier behandelt Yoder Zwinglis Auffassung von der zweifachen Gerechtigkeit, nämlich von der göttlichen und der menschlichen. Die göttliche Gerechtigkeit, so sucht Yoder zu zeigen, erfahre bei Zwingli insofern eine Beschränkung, als sie für Zwingli nur dann volle Geltung beanspruchen könne, wenn der Mensch kein Sünder ist (S. 14). Ein Dualismus zeige sich auch in der Tauflehre, sofern Zwingli zwischen äußerlicher und innerlicher Taufe unterscheide, ohne beide eng miteinander zu verbinden. In beiden Fällen hätten die Täufer freilich die ursprünglichen Gedanken Zwinglis beibehalten und die unbedingte Geltung des göttlichen Wortes verfochten. Auch in einem anderen Punkt habe Zwingli seine anfängliche Auffassung geändert, nämlich hinsichtlich der glaubensstärkenden Wirkung der Sakramente: solange er hieran festgehalten habe, habe er selbst Bedenken gegenüber der Kindertaufe gehabt; als er sie preisgab, konnte er die Kindertaufe verteidigen (S. 25).

Im zweiten Hauptteil untersucht Yoder „die Hauptthemen der späteren Gespräche“ zwischen Täufertum und Reformation, vornehmlich also in der Zeit nach Zwinglis Tod. Hier werden die Regel der Liebe, die Autorität der Kirche, die Hermeneutik, Buchstabe und Geist nacheinander erörtert. Dabei wird u. a. vor allem dargelegt, daß Zwingli mit Hilfe seines Verständnisses der Synekdoche — d. h., daß entweder nur ein Teil gemeint sei, wenn vom ganzen die Rede ist, oder daß das Ganze gemeint sei, wenn nur von einem Teil die Rede ist — aus den neutestamentlichen Taufberichten, aber auch aus der Analogie zwischen Beschneidung und Taufe Schriftbelege für die Kindertaufe beibringen wollte. Hingegen ist es ihm, wie Yoder zweifellos mit Recht betont, nicht gelungen, der täuferischen Forderung nach einem klaren Schriftbeweis für die Kindertaufe Genüge zu tun. Ferner wendet sich Yoder nachdrücklich gegen den Vorwurf des Spiritualismus, der den Täufern immer wieder gemacht worden ist. Im Gegenteil, gerade die Täufer seien der Überzeugung gewesen, daß der Geist an der Schrift zu prüfen sei (S. 82 f.). Ebenso wenig soll der Vorwurf des „Literalismus“ zutreffen: ihn könne man, wenn man ihn gegenüber den Täufern erhebt, im Grunde auch, freilich in etwas anderem Sinne, gegen Zwingli geltend machen (S. 89). Sicher richtig ist die Feststellung: „Der Gegensatz Täufertum — Reformation deckt sich, wenigstens in der Frühzeit, also nicht mit dem Gegensatz Wortlaut — Gesamtsinn“ (S. 89).

Im dritten Hauptteil behandelt Yoder „den gemeinsamen Boden der Ekklesiologie“. Auch hier bemüht sich Yoder zu zeigen, daß Zwingli ursprünglich die Gemeinde als den „Ort der theologischen Erkenntnis“ (S. 101 ff.) angesehen, ja der Gemeinde die Entscheidung über rechte und falsche Lehre zugesprochen habe (S. 101 u. a.). Somit hätten auch hier die Täufer das anfängliche Ziel der reformatorischen Bewegung beibehalten, und man müsse bei Zwingli von einer „Preisgabe der Gemeinde“ sprechen (S. 117 ff.). Zwingli sei eben in den Jahren von

1522 bis 1525 langsam, aber stetig den Weg von der Gemeindekirche zur Obrigkeitsskirche gegangen (S. 130). Ursache dafür seien drei Unklarheiten bei Zwingli, nämlich einmal die undeutliche Unterscheidung zwischen innerlich und äußerlich, sodann die Einschränkung der Beteiligung der Gemeinde bei der Entscheidung wichtiger kirchlicher Fragen und drittens die „Theorie der Delegation“, wonach die Obrigkeit im Namen der Kirche handeln soll (S. 131 f.). Zudem habe Zwingli im Laufe der Zeit stärker die Unsichtbarkeit der Kirche betont (S. 146).

Im vierten Hauptteil soll schließlich dargelegt werden, daß die Täufer im Grunde lediglich „die zwinglische Grundeinstellung“ weitergeführt haben. Das wird exemplifiziert an den Problemen des Gegenübers von Gemeinde und Welt, des Daseins der Gemeinde für die Welt und des Lebens der Gemeinde in der Nachfolge Christi. — Am Schluß des Bandes finden sich Verzeichnisse der benutzten Literatur sowie der Abkürzungen, ferner Sach-, Personen-, Orts-, Autoren- und Bibelstellenregister. —

Yoders Untersuchung verdient durchaus Beachtung. Hier sind die verschiedenen theologischen Probleme bei der Auseinandersetzung zwischen Täufertum und Reformation zum ersten Mal umfassend dargestellt und analysiert worden. Dabei hat Yoder herausgestellt, daß die Frage der Kinder- oder Erwachsenentaufe nicht die entscheidende Differenz war, obwohl sie selbstverständlich nach wie vor besonders augenfällig ist, sondern daß gerade der gemeinsame Mutterboden von Täufertum und Reformation die verschiedenen Gestaltungen erklären muß, zu denen es bei beiden gekommen ist. Insofern ist Yoder gar nicht so weit von Hillerbrands These entfernt, daß das Täufertum ein „radikalisierte Frühzwinglianismus“ gewesen sei¹, obwohl Yoder noch weitergehen und letztlich die Identität von ursprünglichem Zwinglianismus und Täufertum behaupten möchte. Aber es ist sicher richtig, daß für das Täufertum letztlich die Regel Christi im ganzen zentral war und daß die Forderung der Glaubenstaufe nur eine Folgerung darstellte (S. 114). Die Täufer sind demnach nicht mit den Pietisten zu vergleichen, die „mit Ernst“ Christen sein wollen; vielmehr wollen sie weiter nichts als Christen sein (S. 112 Anm. 44).

An manchen Einzelpunkten müssen freilich kritische Fragen gestellt werden. So läßt sich etwa die Behauptung, Zwingli verneine die Erbschuld, die Erbsünde bleibe nach seiner Ansicht lediglich als ein „Prästen“ im Sinne des Unvermögens zum Guten (S. 20), nicht halten, wie jüngst G. W. Locher noch einmal deutlich gemacht hat²: Prästen bedeutet nicht „Gebrechen“, sondern „unheilbarer Bruch“. Oder, die Behauptung, Zwingli und die Täufer seien bis Mitte Dezember 1523 in allem Wesentlichen einig gewesen (S. 99), schießt sicher über das Ziel weit hinaus³: die Differenzen gehen zeitlich weiter zurück.

Damit wird aber die Basis der Behauptung, Zwingli und die Täufer seien ursprünglich einig gewesen, bis dann Zwingli, nicht die Täufer, den gemeinsamen Boden verlassen habe, beträchtlich eingeschränkt. Hinzu kommt, daß Yoder,

obwohl er sich im ganzen um eine unparteiische Darstellung bemüht, doch an manchen Punkten eher bereit ist, Zwingli eine Ungereimtheit nachzuweisen, als den Täufern. Die schwierige Frage, ob Felix Manz sich selbst für sündlos gehalten habe, läßt sich wohl heute nicht mehr ganz klären. Aber Yoder geht über dieses Problem, das doch für die Gemeinsamkeit zwischen Reformation und Täufern wichtig ist, viel zu schnell hinweg (S. 174 f.). Vollends solche Urteile, daß nicht die Reformation, sondern erst das Täufern das Ende des mittelalterlichen Corpus Christianum gebracht habe (S. 147 f.), sind vorschnell gefällt. Das gilt um so mehr, als Yoder das damit zusammenhängende andere Problem, ob nämlich eine Obrigkeit als christlich zu betrachten sei und ob der Christ sich gegebenenfalls aktiv am staatlichen Leben beteiligen solle, einfach mit der Begründung ausklammert, diese Frage gehöre nicht in die Dogmengeschichte, sondern in die theologische Ethik (S. 158). Dabei wäre hier ja gerade zu bedenken, daß eine strikte Trennung von Bürgergemeinde und Christengemeinde damals gar nicht durchführbar war, weil beide in der Bevölkerung im Grunde ganz identisch waren. Wichtiger ist hier die Frage nach den Entscheidungskriterien, um die es jeweils geht. Es scheint, daß ein Mann wie Konrad Grebel zunächst gegen ein Verbot der Messe durch den Rat der Stadt gar nichts einzuwenden gehabt hätte⁴. Es muß aber noch eine weitere grundsätzliche Frage gestellt werden. Yoder stellt S. 99 f. fest: „Das tiefste Verhängnis der Reformation, aus dem alles andere (scil. an Problemen und Spaltungen) hervorging, liegt darin, daß das sich nicht als wahr erwies, was alle glaubten, nämlich, daß die Heilige Schrift genüge, alle auftretenden Fragen christlicher Lehre und christlichen Lebens zu entscheiden“ (S. 99 f.). Es mag sein, daß die Reformatoren hier anfangs zu hohe Erwartungen gehabt haben. Aber die Betonung der Schriftautorität ist doch von ihnen nicht in dem Sinne gemeint gewesen, daß allein durch Bibelzeugnisse alle Fragen der Christen zu lösen seien. Vielmehr sind Schriftautorität und Glaube aufeinander bezogen und ist die Schrift primär Zeugnis von der Barmherzigkeit Gottes. Für die Anwendung bestimmter Einzelanweisungen bedarf es durchaus theologischer Arbeit. Eine wesentliche Differenz zwischen Täufern und Reformation besteht sicher darin, daß die Täufer die Schultheologie überhaupt ausschalten wollten. Yoder macht zwar selbst darauf in einer Anmerkung aufmerksam (S. 22/23 Anm. 31), aber das Gewicht dieses Unterschiedes — es sei durchaus zuzugeben, daß man den Täufern nicht einfach Biblizismus vorwerfen kann — hätte doch eingehendere Überlegungen verdient.

Doch diese kritischen Bemerkungen sollen den Dank für Yoders Leistung nicht mindern. Yoder hat zahlreiche wichtige Probleme übersichtlich und scharf erörtert. Dadurch ist die Erforschung der Anfänge des Täufern gefördert worden. Aber die Kriterien sind doch zu sehr systematisch. Die Feststellung — sie ist von Yoder nicht als Vorwurf gemeint —, Zwingli sei dem ursprünglich gemeinsamen Ideal untreu geworden, kann so pauschal nicht überzeugen. Vielleicht ist es doch so, daß wesentliche Unterschiede schon von Anfang an da waren, aber

erst angesichts bestimmter neu auftauchender Probleme ins Bewußtsein treten konnten⁵.

Hamburg

Bernhard Lohse

1 H. J. Hillerbrand, *The Origin of Sixteenth-Century Anabaptism: Another Look*, in: *Archiv für Reformationsgeschichte* 53, 1962, S. 155.

2 G. W. Locher, Huldrych Zwingli in neuer Sicht, *Zehn Beiträge zur Theologie der Zürcher Reformation*, 1969, S. 239 ff.

3 siehe dazu jetzt J. F. G. Goeters, *Die Vorgeschichte des Täuferturns in Zürich*, in: *Studien zur Geschichte und Theologie der Reformation, Festschrift für Ernst Bizer*, ed. L. Abramowski und J. F. G. Goeters, 1969, S. 239 ff.

4 so Goeters, a. a. O., S. 279.

5 siehe meinen Aufsatz *Die Stellung der „Schwärmer“ und Täufer in der Reformationsgeschichte*, in: *Archiv für Reformationsgeschichte* 60, 1969.

Bernhard Lohse

Cornelius Krahn: Dutch Anabaptism. Origin, Spread, Life and Thought 1450—1600. Martinus Nijhoff, Den Haag 1968. 303 Seiten, kart. 35.—.

Vielleicht muß man in den Vereinigten Staaten leben, um den Mut und die Unbefangenheit aufzubringen, sehr weitgespannte geschichtliche Zusammenhänge und eine Vielzahl komplexer Ereignisse monographisch darzustellen. Nach G. H. Williams' enzyklopädischem Werk *„The Radical Reformation“* erschien 1968 bei Martinus Nijhoff, vorgelegt von Cornelius Krahn: *„Dutch Anabaptism. Origin, Spread, Life and Thought (1450—1600)“*. In sieben Kapiteln werden die geschichtlichen Bewegungen dieser 150 Jahre nachgezeichnet. Ein letzter Abschnitt gilt dem Wesen und Beitrag des niederländischen Anabaptismus jener Epoche. Schließlich folgen Anmerkungen, die eine bemerkenswerte Fülle von Literaturhinweisen enthalten, ergänzt durch eine Bibliographie in Auswahl (S. 263—291).

Krahn gehört zu den ganz wenigen, die sich trotz der enormen Vielfalt der Beiträge zu dem hier angesprochenen Thema eine erstaunlich gute Übersicht bewahren konnten. Vergeblich sucht man allerdings nach einer Begründung für die zeitliche Abgrenzung, die er vornimmt. Man möchte wissen: welche Funktion hat die Darstellung der Zeit zwischen 1450 und 1500, wenn die Hauptfrage, nämlich die nach dem Ausmaß des Einflusses der Brüder vom gemeinsamen Leben und der *devotio moderna* auf die späteren Entwicklungen, nach Meinung Krahns nicht beantwortet werden kann (S. 23)? Und weiter: welche Funktion hat die Schilderung des Zeitabschnitts von 1500 bis 1600, wenn zwar der Freiheitskampf kurz angesprochen, die Stätten gewichtiger Disputationen genannt und allerlei

Siedlungsgeschichtliches erwähnt wird, wenn dabei aber kaum zum Zuge kommt, was im vierten Stichwort des Untertitels angekündigt wurde?

Als besonders lesenswert erweist sich der Hauptteil des Buches, der dem Zeitabschnitt von 1500 bis 1560 gewidmet ist. Nicht zufällig! Diese Jahrzehnte decken sich fast mit der Lebenszeit Menno Simons', als dessen Biograph Krahn sich bleibende Verdienste erworben hat. Diese Zeit kennt er aus lebenslanger Forschungsarbeit. Aus solcher Vertrautheit mit der Materie stammen die bedenkenswerten Abschnitte über Erasmus, die Sakramentierer und Hofmann. Auch das besonnene Urteil über das Verhältnis zwischen niederländischem Anabaptismus und dem Reich von Münster verdient hervorgehoben zu werden: Krahn weist zu Recht darauf hin, daß zwischen friedlichen und militanten Melchioriten keine klaren Grenzlinien gezogen werden können (S. 166). Auch die vorsichtigen und warnenden Bemerkungen zum Thema „Kirche und Staat in anabaptistischer Sicht“ dürften wegweisend sein für ein weiteres Bedenken dieses Fragenkreises (S. 238). David Joris und sein Schwiegersohn van Blesdijk einerseits und Dirk Philips andererseits werden trotz ihrer umfangreichen literarischen Arbeit bei Krahn auffallend in den Hintergrund gerückt. Dabei hätten hier das Ausmaß und die Konsequenz biblizistischen Denkens, dort die Gründe für den beträchtlichen Einfluß Sebastian Francks ausführlicher diskutiert werden können.

Durchgängig erweist sich die Konzession an das Publikum, sämtliche Quellentexte nur übersetzt darzubieten, für die wissenschaftliche Brauchbarkeit des Buches als sehr schwerwiegend. Bei den unzutreffenden Jahreszahlen (S. 35; 171; 178), die kaum aus North Newton stammen dürften, fragt man sich, warum die niederländischen Fachleute ihrem amerikanischen Kollegen nicht besser aushelfen konnten. Nicht nur dem Laien, sondern auch dem Experten ist die Lektüre dieses Buches zu empfehlen. Immer wieder enthält es nämlich wichtige Hinweise auf Themen und Bereiche, die noch der Erforschung bedürfen. Daß Krahn auf solche künftigen Forschungsprojekte aufmerksam zu machen und sie abzustecken weiß, zeugt von seinem souveränen Überblick über den gesamten Komplex des niederländischen Anabaptismus.

Christoph Bornhäuser

W. E. Keeney: „The Development of Dutch Anabaptist Thought and Practice from 1539—1564“. B. de Graaf, Nieuwkoop 1968, 247 Seiten.

Nachdem W. E. Keeney vor zehn Jahren in der Mennonite Quarterly Review einem breiteren Leserkreis zwei Aufsätze über das Leben und die Schriften von Dirk Philips vorgelegt hat, veröffentlichte er nun eine ausführliche Arbeit, die sich hauptsächlich mit dem Beitrag beschäftigt, den Menno Simons und Dirk Philips in der Frühzeit des niederländischen Anabaptismus leisteten. Den Entwurf

und die Verwirklichung der theologischen Gedanken dieser beiden bedeutsamen Ältesten stellt Keeney in acht thematisch aufeinander folgenden Kapiteln und zwei Exkursen dar. Daß er die für die Zeitspanne zwischen der Herausgabe von Menno's Fundamentbuch und Dirk's Enchiridion wichtigen Erkenntnisse und Ereignisse nicht chronologisch darlegt, gefährdet freilich ständig seinen Vorsatz, den historischen Prozeß sichtbar zu machen, der sich in jenen fünfundzwanzig Jahren vollzog. So ist es vielleicht nicht ganz zufällig, daß auf dem Bucheinband das „Development of ...“ schlicht unterschlagen wird. Trotz deutlicher Ansätze zu kompendienhafter Darstellung gelingt es Keeney dennoch, im besonderen vier Entwicklungen aufzuspüren und nachzuweisen (S. 200):

1. Eine Verlagerung vom zentralen Gedanken der Wiedergeburt des Menschen hin zu dem stark hervorgehobenen Gedanken von der wahren Gemeinde Christi;
2. eine Tendenz, den charismatischen Charakter des Amtes zugunsten demokratischer Berufungsformen zurücktreten zu lassen;
3. eine Entwicklung von der Gemeindezucht, die dem Irrenden um seiner Errettung willen nachgeht, zu einer Bann- und Meidungspraxis, durch die vor allem der Kontakt der reinen Gemeinde mit der Welt auf ein Mindestmaß reduziert werden soll; (ob erst das Jahr 1554 als das kritische Datum einer solchen Gewichtsverlagerung anzusehen ist (S. 137), dürfte erneuter Überlegung wert sein);
4. ein gewisses Nachlassen der glühenden, alles Denken und Handeln beherrschenden Erwartung der unmittelbaren Wiederkunft Christi.

Keeney macht noch auf eine ganze Anzahl anderer Veränderungen aufmerksam und versucht dabei mit Erfolg, den unterschiedlichen Ansatz und die unterschiedliche Methode des theologischen Arbeitens bei Menno und Dirk herauszuarbeiten. Das Buch ist vor allem deshalb lesenswert, weil sein Verfasser durch zahlreiche Zitate der Zeitgenossen von Menno und Dirk die Position der beiden Ältesten in einem weiten theologischen Horizont sichtbar macht, dabei eine erstaunlich gute Quellenkenntnis beweist und sich zu Recht davor weigert, psychologische Erwägungen völlig auszuschließen (S. 167).

Mit unübertrefflicher Gründlichkeit legt Keeney in einem Exkurs (S. 207—221) die Präzision des Präpositionsgebrauchs der beiden Ältesten bei der Entfaltung ihrer Inkarnationslehre dar. Es gelingt ihm aber nicht, die These zu begründen, die melchioritische Menschwerdungslehre sei ein Eckstein der Theologie Menno Simon's gewesen (S. 98 f., 107).

Keeney beginnt seine Arbeit erfreulicherweise mit einer Begriffsdefinition. Daß er dabei für das ganze Gebiet, in dem Menno und Dirk arbeiteten, die Bezeichnung „Dutch Anabaptism“ gebrauchen will (S. 16), scheint besonders im Blick auf die mindestens zum Teil eigenständige Züge tragende Entwicklung des Täuferturns im Stift Köln fragwürdig, ganz zu schweigen von dem unkritisch übernommenen, für jene Zeit geradezu märchenhaften Namen „South German Mennonites“ (S. 165).

Buchbesprechungen

Die gelegentlich vorgebrachte Polemik gegen die Kollegen vom Fach, „the modern Dutch Mennonites“ (S. 122 z. B.) hätte ganz gewiß reizvoll und anregend wirken können, wenn sie mit ein wenig mehr esprit vorgetragen worden wäre. Leider wird lediglich die langweilige Unterstellung liberalistischen Denkens repristiniert. Dabei basiert Keeney's Arbeit in entscheidenden Punkten auf Beobachtungen, die der niederländische Historiker Dr. W. J. Kühler schon 1932 vorgetragen hat, und der interessante Beitrag eines anderen „Modernen“, das Menno-Buch von Ds. H. W. Meihuizen (Haarlem 1961), taucht nicht einmal im Literaturverzeichnis auf.

Leider scheint es auch in einem kontinentalen Verlag nicht möglich zu sein, gewisse Schönheitsfehler bei der Wiedergabe von Namen zu vermeiden. Offenbar gehört es zum „Development“, daß man sie jetzt anders schreibt:

Ernst Troeltsche (S. 14), Sebastian Frank (S. 35), Hans Denk (S. 72), Melancthon (S. 253) und sogar die bei de Graaf sonst nicht ganz unbekannte, scheinbar femininer gewordene Devotia Moderna (S. 89).

Keeney dachte daran, mit seiner Arbeit eine Hilfe zu leisten zu dem Verständnis des Erbes der Väter. Gerade in seinem abschließenden Kapitel gelang ihm das besonders gut. Er stellt dort der Aufzählung der positiven Beiträge der frühen niederländischen Mennoniten einen Abschnitt mit wohlgedachten, kritischen Erwägungen voran. Um so bedauerlicher, daß man sein in den kritischen und doch sachlich bleibenden Bemerkungen interessantes Buch so feudal ausstattete. Wieviel zahlreicher wären die Leser, wenn sie nicht 45 Guilders (DM 49,50) zahlen müßten!

Christoph Bornhäuser

Thomas Müntzer: Schriften und Briefe, Kritische Gesamtausgabe unter Mitarbeit von Paul Kirn herausgegeben von Günther Franz. Quellen und Forschungen zur Reformationgeschichte Band XXXIII. Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn, Gütersloh 1968, 568 Seiten, Leinen 96,— DM.

Wer es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die Biographie oder Theologie Thomas Müntzers zu erforschen, war bisher auf mehrere getrennt und unterschiedlich edierte Textgruppen angewiesen. Paul Kirn hatte 1931 den Briefwechsel Müntzers aus dem Nachlaß Heinrich Böhmers herausgegeben und ihn erstmals in einer geschlossenen und kritisch bearbeiteten Form der Nachwelt zugänglich gemacht. Otto H. Brandt folgte 1933 mit einer modernisierten, aber für die wissenschaftliche Arbeit kaum brauchbaren Ausgabe der Schriften des Bauernführers. Carl Hinrichs legte 1950 eine kritisch kommentierte Ausgabe der drei wichtigsten, der sogenannten „politischen Schriften“ vor, die wenigstens einen Teil der Brandt-Ausgabe überflüssig machte. Die liturgischen Arbeiten Müntzers waren hauptsächlich in den „Evangelischen Kirchenordnungen des 16. Jahrhunderts“ von E. Sehling (1902) und in einer Text- und Notenausgabe von O. J. Mehl (1937)

zu finden. Kürzere Texte wie z. B. das Prager Manifest in der lateinischen und der erweiterten deutschen Fassung wurden an teilweise entlegenen Orten verstreut veröffentlicht. Dieser unausgeglichene Zustand des Quellenmaterials hat die wissenschaftliche Durchdringung der Theologie Müntzers bisher sehr erschwert. So kann die Müntzerforschung gar nicht hoch genug einschätzen, daß Günther Franz nun das ganze Material nach einer langen und entsagungsvollen Arbeitszeit in einer kritischen Gesamtausgabe zusammengefaßt hat.

Im Vorwort berichtet der Herausgeber, daß der Plan zu dieser Gesamtausgabe bereits während seiner Studien zum „Deutschen Bauernkrieg“, den er 1933 veröffentlicht hat, entstanden und gegen Kriegsende zu einem fertigen Manuskript gediehen ist. Eine Veröffentlichung ist dann allerdings nicht zustande gekommen, da das Manuskript 1945 verloren ging. Umso verdienstvoller ist es, daß er sich danach noch einmal an die mühsame Kleinarbeit machte und im Gespräch mit der voranschreitenden Müntzerdeutung die vorliegende Ausgabe zusammengestellt hat. Der „Verein für Reformationsgeschichte“ hat sie — typographisch sorgfältig gesetzt und vorzüglich ausgestattet — in der Reihe seiner Quellenwerke herausgebracht.

Franz hat das Material in sechs Gruppen geordnet. Er beginnt mit den Schriften, die Müntzer selber in Druck gegeben hat. Dazu gehören vor allem die liturgischen Schriften (1523—24), die beiden kürzeren Schriften „Von dem gedichteten Glauben“ und die „Protestation oder Erbietung“ (1524), die nun erstmals kritisch bearbeitet vorliegen, und die drei „politischen Schriften“ (1524). — Das „Deutsche Kirchenamt“ und die „Deutsch-evangelische Messe“ — die Verdeutschung ist eine reformatorische Pioniertat — werden mit Noten abgedruckt, die W. Gurlitt (Freiburg) und nach seinem Tod F. Wiechert (Frankfurt) bearbeitet haben. Gestützt auf die Vorarbeiten von Mehl und anderen wird der liturgische Aufbau klar herausgestellt, außerdem werden zahlreiche Erläuterungen und Nachweise gebracht, so daß man das Amt oder die Messe mit den Psalmenübersetzungen Müntzers und gelegentlich auch Luthers ohne Mühe nachvollziehen könnte. Eine Integration dieser Arbeiten in das Gesamtwerk wird durch diese Edition erleichtert und wird höchstwahrscheinlich mit einer präzisen Analyse der Übersetzungen einsetzen müssen. Dazu hat W. Ellinger mit einem Aufsatz über die Übersetzung des 93. Psalms schon eine wertvolle Vorarbeit geleistet. — Diese Aufgabe ließe sich mit einer exakten Überprüfung der biblischen Zitations- und Anknüpfungsweise verbinden, wie sie sich vor allem für die beiden kürzeren Schriften anbietet. Hier fällt allein schon im Druckbild die Häufigkeit der Schriftbezüge besonders stark ins Auge. — Die „politischen Schriften“ werden mit Kommentar von Hinrichs übernommen, hier und da ein wenig korrigiert. Wesentlich verbessert ist allerdings die Druckanordnung der beiden Fassungen der „Ausgedrückten Entblößung“; sie werden synoptisch nebeneinandergestellt. Das erleichtert den für die Interpretation der letzten Lebens- und Denkphase Müntzers nicht unwichtigen Textvergleich.

Buchbesprechungen

In der zweiten Textgruppe folgt der Briefwechsel. Franz übernimmt den Text von Böhmer-Kirn, die Anmerkungen werden allerdings stark erweitert. Besonders wertvoll sind hier die Verweise auf die neuere Müntzerforschung und die Verbindungen, die zu den gedruckten Schriften hergestellt werden. Der Briefwechsel ist für das Verständnis der politischen Agitation Müntzers ebenso wichtig wie für die Interpretation seiner Theologie.

Zur dritten Gruppe werden die nachgelassenen Schriften und Aufzeichnungen zusammengefaßt. Einige davon, wie das Prager Manifest, sind bereits bei Böhmer-Kirn zu finden. Die ausführlichere deutsche und die lateinische Fassung folgen jedoch dem inzwischen von Wolfgramm wiedergefundenen Original und dem von Clemen nach dem Original edierten lateinischen Text. Erstmals veröffentlicht wird das Offizium zur Feier des Cyriacustages, eine liturgische Arbeit aus den Jahren 1516/17, als Müntzer in dem St. Cyriacus geweihten Nonnenkloster Frose als Beichtvater tätig war. Die Edition dieses schwierigen Textes hat F. Wiechert übernommen, aus seiner Feder stammt ebenfalls die kenntnisreiche Einleitung. Wichtig sind weiterhin einige Predigten, Aufzeichnungen und Notizen, die bisher nicht so geschlossen zugänglich waren.

Die vierte Gruppe bringt Müntzers Bekenntnis und Widerruf nach der Gefangennahme bei Frankenhausen im Mai 1525 (nach Böhmer-Kirn), die fünfte enthält einige biographische Nachrichten und die sechste drei Nachträge. Für die Biographie müßten vor allem die beiden letzten Gruppen sorgfältig ausgewertet werden. Andererseits muß nach den gründlichen Recherchen des Herausgebers und anderer Historiker festgestellt werden, daß das Quellenmaterial zur Erhellung der biographischen Entwicklung der neben Luther eigenwilligsten reformatorischen Gestalt äußerst dürftig ist.

Wer die Texte Müntzers liest, stößt auf erhebliche sprachliche Schwierigkeiten. Der Zugang wird nun durch ein Glossar erleichtert, das H. O. Spillmann hergestellt hat. Ein Personen- und Ortsregister beschließt den Band. Leider fehlt ein Sachregister, das vor allem den theologischen Zugang erleichtern könnte.

Die Müntzerforschung konnte auf diese Gesamtausgabe nicht warten — James M. Stayer hat kürzlich von einer „Müntzer-Renaissance“ nach dem Zweiten Weltkrieg gesprochen (*Mennonite Quarterly Review*, 1969, S. 142) — sie wird ihre Ergebnisse nun aber an dieser kritischen Ausgabe noch einmal überprüfen müssen und sie als eine solide Grundlage für weitere Studien uneingeschränkt begrüßen. Das Thema Thomas Müntzer ist noch nicht erschöpft.

Hans-Jürgen Goertz

Hermann Schempp: Gemeinschaftssiedlungen auf religiöser und weltanschaulicher Grundlage. Tübingen: Mohr 1969, 362 S., 36 Abb., 1 Ausschlagtafel, Leinen 46.— DM.

Die vorliegende umfangreiche Untersuchung, die 1964—67 am Geographischen Institut der Universität Tübingen auf Veranlassung von Prof. Wilhelmy von H. Schempp durchgeführt wurde, gehört zu den nicht zahlreichen Veröffentlichungen deutscher Geographen über die Siedlungen der Mennoniten und verdient schon deswegen eine besondere Berücksichtigung an dieser Stelle.

Der Verf. hat in seinem Werk eine umfassende Übersicht über religiöse, utopische und sozialistische Gemeinschaftssiedlungen vom Urchristentum und der Sekte von Qumran an bis zu den russischen Kollektivsiedlungen und den chinesischen Volkskommunen der Gegenwart gegeben und dabei die Bereiche der Sozialgeographie, der Siedlungsgeographie, der Wirtschaftsgeographie und der Religionsgeographie mit einbezogen. Über sein Vorgehen bei seiner Untersuchung sagt der Verf.: „Aus geographischer Sicht werden die Gemeinschaftssiedlungen in drei Gruppen eingeteilt: 1) Gemeinschaftssiedlungen mit einem eng begrenzten und landschaftlich wenig ins Gewicht fallendem Wirkungsbereich, z. B. die Hutterer. 2) Siedlungen, die sich über größere Landschaftsräume erstrecken, und viel entscheidender zu einem Wandel der Natur- und Kulturlandschaft beitragen, z. B. Mormonen und Mennoniten. 3) Siedlungen des „Staatskommunismus“, z. B. die russischen Kolchosen und die chinesischen Volkskommunen.“

Der Verf. hat für sein Buch eine ungemein umfangreiche Literatur verarbeitet, zählt doch das Verzeichnis der von ihm benutzten Veröffentlichungen 767 Nummern, davon 61 zur Siedlungstätigkeit der Mennoniten.

Es kann an dieser Stelle keine Besprechung des gesamten Werkes gegeben werden, sie soll sich vielmehr darauf beschränken, was der Verf. über die Mennoniten und die ihnen verwandten Gruppen zu sagen hat. Er stützt sich dabei nicht auf persönliche Erfahrungen, wie sie seinem ausgezeichneten Abschnitt über die israelischen Kibbuzim zugrunde liegen, auch nicht auf Archivstudien, sondern ausschließlich auf die wichtigste deutsche und amerikanische Literatur über die Mennoniten. Er meint dazu ganz richtig: „Über die Mennoniten gibt es viele Veröffentlichungen, doch überwiegt die fachfremde (gemeint ist die nichtgeographische) Literatur“. Leider blieb die einschlägige slawische Literatur unberücksichtigt.

Die Siedlungen der Mennoniten werden vom Verf. auf 22 Seiten im wesentlichen nach dem Buch „The Story of the Mennonites“ von C. Henry Smith geschildert. Dabei skizziert Schempp die Siedlungstätigkeit der Mennoniten im Weichsel-Nogat-Delta nur kurz nach der Dissertation von Horst Penner. Ausführlicher beschäftigt er sich aber mit der Zeit der Niederlassungen der Mennoniten in Südrussland. Allerdings geht er auf die Siedlungsformen der russländischen Mennoniten nur wenig ein. Die Abb. 25 gibt nur eine Karte der Molotschnaer Mennonitenniederlassungen nach der Karte in Horst Penners Buch „Weltweite Bruderschaft“. Weit eingehender stellt der Verf. die Siedlungsformen der Mennonitenkolonien in Kanada dar, da hier die ausgezeichneten Arbeiten des Geographen John Warkentin vorliegen, vgl. bei Schempp die Abb. 25 „Die Mennoniten-

Buchbesprechungen

Reserven in Manitoba nach J. Warkentin“. Der Verf. weist darauf hin, daß die Mennoniten aus ihren Siedlungen in den Weichselniederungen und aus Rußland die Formen der Reihendörfer, der streifigen Gewannfluren und ihrer Häuser mitbrachten, daß aber zahlreiche mennonitische Dörfer in Kanada heute wieder verschwunden sind. Dieses ursprüngliche Bild der Mennonitensiedlungen in Kanada, das z. T. auch heute noch erhalten ist, wenn es auch schon museumsreif geworden ist (vgl. das mennonitische Museum in Steinbach, Man.), mußte sich bei den späteren Siedlungen der Mennoniten in Mexiko, Paraguay usw. durch die ganz anderen Naturgegebenheiten stark ändern. Auch das neue Siedlungsgebiet der Mennoniten in Bolivien wird erwähnt, während die Abzweigungen der Mennoniten Mexikos nach dem Staate Tamaulipas und nach Britisch Honduras nicht genannt werden. Die Ausführungen des Verf. über die Mennoniten in Mexiko werden entscheidend ergänzt und berichtigt werden durch das neue Werk „They Sought a Country. Mennonite Colonization in Mexico“, University of California Press, Berkeley, Calif., des Geographen H. Leonard Sawatzky, das noch in diesem Jahr erscheinen wird.

In all den erwähnten Gebieten haben die Mennoniten Siedlungsleistungen vollbracht, die das Gesicht ganzer Landschaften verändert haben. Mit Recht sagt der Verf. von den Mennoniten: „Ihre größten Verdienste waren die Trockenlegung der Weichselniederung, die Erschließung der Ukraine, die Kultivierung des Hochtals von Chihuahua und die Erschließung des paraguayschen Chacos“. Widersprechen muß man jedoch dem Verf., wenn er an zwei Stellen (S. 224 und 288) meint: „... doch strebten auch sie (die Menn.) die Schaffung eines eigenen „Staates“ an“ und „Ein Staatsgedanke trat zwar bei manchen religiösen Gruppen ebenfalls auf, z. B. bei den Mormonen, Duchoborzen und Mennoniten“. Was die Mennoniten angeht, nennt der Verf. keine Beweise für seine Behauptung. Er kann sie auch nicht geben, scheint er doch selbst seiner Sache nicht ganz sicher zu sein, da er das Wort „Staat“ im ersten Zitat in Anführungsstriche setzt. Gewiß kann man sagen, daß die weitgehenden Rechte auf geschlossene Siedlungsgebiete, auf Selbstverwaltung und Kulturautonomie, die man den Mennoniten in Rußland teils anbot, teils vorschrieb, die man ihnen in Kanada für ihre Siedlungen zunächst gewährte, und die sie in Mexiko und Paraguay noch heute genießen, ihren Niederlassungen in mancher Hinsicht den Charakter eines „Staates im Staate“ gaben, aber eine staatliche Selbständigkeit und Gebietshoheit ist von den Mennoniten in keinem ihrer Siedlungsgebiete erstrebt worden. Prüfungsbedürftig scheint mir auch die Darstellung der Anfänge des Täuferturns in der vom Verf. im Anhang des Buches mitgegebenen Zeittafel zu sein. Er bezeichnet die frühen Täufer als „Wiedertäufer-Sekte“, von der sich die Hutterer und Mennoniten „abspalteten“. Dadurch gibt er ihnen den Anschein einer Einheitlichkeit, die die Täufergemeinden im Anfang des 16. Jahrhunderts nicht besaßen.

Die textlichen Ausführungen des Verf. werden wesentlich ergänzt durch die Beigabe von 36 Abb. und einer Ausschlafafel. Die Abb. bestehen aus Karten

der wichtigsten der behandelten Siedlungen. Sechs davon beziehen sich auf Mennonitensiedlungen und zwar 1) auf die Siedlungen an der Molotschna (nach H. Penner), 2) die Siedlungen der Mennoniten-Reserven in Manitoba (nach J. Warkentin), 3) die Mennoniten-Kolonien bei Cuauhtémoc, Mexiko, (nach H. Penner), 4) Beispiele mennonitischer Fluraufteilung in Kanada (nach C. A. Dawson), 5) die Mennoniten-Kolonien im paraguayischen Chaco (nach Wilhelmy), 6) die Mennoniten-Kolonien in Südamerika (nach J. W. Fretz und K. Stumpp). Von diesen Karten ist die der Siedlungen in Mexiko ziemlich veraltet. Sie ist dieselbe wie im Band 3 des Mennonitischen Lexikons, spiegelt den Zustand von vor etwa 30 Jahren und sollte durch eine neue ersetzt werden. Diese Karten sind ein wesentlicher Bestandteil des Buches. Es hätte aber seinem geographischen Charakter sehr gedient, wenn der Verf. sie noch durch photographische Aufnahmen der Einzelsiedlungen mit ihren Fluren, sowie durch Pläne und Ansichten von Gehöftanlagen ergänzt hätte, wie das vorbildlich etwa von J. H. Warkentin in seiner Dissertation und in seinem Aufsatz „Mennonite Agricultural Settlements of Southern Manitoba“ (Geographical Review, New York, Juli 1959, S. 342—368) geschehen ist. Auch die Arbeiten deutscher Geographen wie H. Wilhelmy in seinen Veröffentlichungen über Südamerika, Eckart Ehlers über „Das nördliche Peace River Country, Alberta, Kanada“, Tübingen 1965, und Karl Lenz: „Die Prärieprovinzen Kanadas. Der Wandel der Kulturlandschaft von der Kolonisation bis zur Gegenwart unter dem Einfluß der Industrie“, Marburg 1965, bieten hierzu wertvolles Abbildungsmaterial.

Schempp hat in seinem Werk nicht nur die eigentlichen Mennonitensiedlungen behandelt, sondern auch die der ihnen verwandten oder irgendwie mit ihnen in Berührung gekommenen Gruppen. Ausführlich beschäftigt er sich auf 10 Seiten mit den Siedlungen der Hutterer-Brüder, vorwiegend auf Grund des vorzüglichen Buches von Victor Peters „All Things Common. The Hutterian Way of Life“, Minneapolis: The University of Manitoba Press (1965). Diesem Buch entnimmt er auch die Karte „Die Höfe der Hutterer in Kanada und U. S. A.“, und im Anhang das „Verzeichnis der Hutterer-Höfe in Kanada und U. S. A.“, nach dem Stand von 1964. Es bietet auch die Namen der Vorsteher der einzelnen Höfe und ist deshalb namenkundlich und familiengeschichtlich wichtig. Der Verf. weist darauf hin, daß die Hutterer in Nordamerika ihre Namen nicht angliisiert haben. Unter den Vorstehern ihrer Höfe kommt viermal der Mennonitenname Entz vor. Leider gibt Schempp keinen Plan eines Hutterer-Hofes. Da die Hutterer-Höfe sehr verstreut liegen, haben die Hutterer längst nicht so landschaftsumbildend gewirkt wie die Mennoniten. Schempp stellt ihre Höfe in Zusammenhang mit den zahlreichen Einzelsiedlungen, die auf dem Boden der Ver. Staaten jemals auf religiöser oder weltanschaulicher Grundlage entstanden sind, so daß man in diesem Abschnitt Siedlungen wie Ephrata, Pa., die Herrnhuter Kolonie Bethlehem, Pa., die Siedlungen der „Shaker“, die der „Harmonisten“ und zahlreiche andere findet.

Buchbesprechungen

In loser Beziehung zu den Mennoniten befanden sich die Templer-Kolonien in Palästina, die 1870 Mitglieder der 1868 von ehemaligen Molotschnaer Mennoniten gegründeten Templer-Kolonien Tempelhof und Orbeljanowka (im Kaukasus) aufnahmen, Vgl. hierzu die beiden Karten Abb. 23 und 24.

Noch loser waren die Beziehungen der Mennoniten zu den Bruderhöfen Eberhard Arnolds, der 1930 die Hutterer in Nordamerika besuchte. Als die Mitglieder der Bruderhöfe Arnolds Deutschland verlassen mußten und 1941 nach Paraguay auswanderten, fanden sie vorübergehend Unterkunft in der dortigen Mennoniten-Kolonie Fernheim im Chaco. Die Bruderhöfe gaben später ihre paraguayische Niederlassung Primavera auf und verkauften sie 1961 an die benachbarte Mennoniten-Kolonie Friesland, die darauf später eigene Dörfer errichtete.

Selbst eine so radikale Gruppe wie die Duchoborzen hatte in Rußland (Taurien, Kr. Melitopol) Verbindungen mit den Bewohnern der benachbarten Molotschnaer Mennoniten-Kolonie.

Mit dieser Übersicht scheint mir der Verf. die Beziehungen der Mennoniten zu den ihnen innerlich oder äußerlich benachbarten Gruppen erschöpfend behandelt zu haben.

Aus dem Schlußkapitel des Werkes möchte ich folgende Ergebnisse des Verf. über die Siedlungstätigkeit der Mennoniten wörtlich wiedergeben:

„Die Mennoniten zogen immer nur dorthin, wo ihnen Religions- und Sprachfreiheit sowie die Befreiung vom Wehrdienst und der Eidesleistung zugestanden wurde.“ — „Die religiösen Siedlungen wurzelten alle im Christentum, und hier wiederum vorwiegend im Protestantismus.“ — Hinsichtlich der Gesamtzahl der errichteten Siedlungen nehmen die Mennoniten in Nordamerika mit über 800 Dörfern die erste Stelle ein, gefolgt von den Mormonen (ca. 500) und den Duchoborzen (ca. 100). — Zu einer städtischen Entwicklung kam es nur bei einigen Mennoniten-Dörfern in Kanada (Altona, Steinbach). — Die Umwelteinflüsse haben bei den Mennoniten in Kanada, Fernheim und Neuland zu einer Lockerung der traditionellen Lebensweise geführt.“

Selbstverständlich gibt es in einem aus so zahlreichen Quellen schöpfenden Werk auch Versehen und Irrtümer. Von ihnen seien hier die folgenden genannt:

S. 203 meint der Verf., die Mennoniten-Brüdergemeinde habe sich 1820 unter dem Einfluß englischer Baptisten sowie der Herrnhuter gebildet. In Wirklichkeit entstand sie erst 1860 in der Molotschnaer, 1862 in der Chortitzer Ansiedlung unter dem Einfluß deutscher Baptistenprediger (Liebig, Benzien, Oncken). Wahrscheinlich hat Schempp hier die „Kleine Gemeinde“ im Auge, die sich schon früher bildete.

S. 199, 209: Den Namen des Verfassers der „Story of the Mennonites“ gibt Schempp an einigen Stellen mit Ch. H. Smith oder mit Ch. Smith wieder. Es muß aber immer C. Henry Smith heißen. Harold S. Bender sagt in der Mennonite Encyclopedia in seinem Artikel über C. Henry Smith: „The initial C. has been

erroneously assumed to stand for „Christian“. It was simply an initial adopted by Henry himself.“

S. 209 werden zu den in Kanada von Mennoniten herausgegebenen Zeitschriften auch „Mennonite Life“ und „Mennonite Quarterly Review“ gerechnet, beide erscheinen jedoch in den Ver. Staaten.

S. 210 werden E. K. Frances (richtig: Francis) und C. Henry Smith zu den mennonitischen Autoren Kanadas gezählt. Francis ist kein Mennonit, er ist jetzt Direktor des Soziologischen Instituts der Universität München, und C. Henry Smith war in den Ver. Staaten geboren und wirkte auch dort.

S. 215: Der Sitz der Verwaltung der Kolonie Menno im paraguayischen Chaco heißt heute nicht mehr Sommerfeld sondern Loma Plata.

Diese Versehen können den Wert der verdienstvollen Arbeit Schempps in keiner Weise beeinträchtigen. Sie ergänzt aufs beste den eingehenden Artikel „Siedlungen“ im 4. Band des Mennonitischen Lexikons und gibt die Möglichkeit, das Siedlungswerk der Mennoniten unter allgemein geographischen Gesichtspunkten und im Vergleich mit anderen Siedlungsunternehmungen auf religiöser und weltanschaulicher Grundlage zu sehen. Das Werk kann auch den Lesern unserer Zeitschrift angelegentlich empfohlen werden.

Kurt Kauenhoven

Hermann Schneider: Die Mennoniten in Stockborn und Umgebung. Schriften zur Wanderungsgeschichte der Pfälzer, Folge 25, Kaiserslautern 1968. 40 S., DM 3.30.

Die vor Jahren erschienene Schrift desselben Verfassers: Die Mennoniten von Kühbörnscheshof bei Katzweiler (Folge 19 derselben Reihe) hat eine sehr dankenswerte Ergänzung erfahren durch die Darstellung von 151 Familien, vor allem aus Stockborn, Rodenbach und Erfenbach bei Kaiserslautern. Einbezogen sind weithin auch die Nachkommen der in diesen Orten sesshaft gewesenen Mennonitenfamilien, insbesondere auch die zahlreichen Auswanderer nach USA. Hierzu hat Dr. Braun von der Heimatstelle Pfalz wertvolles Material beigezeichnet. Das Heft ist mit einem Namens-, Orts- und Quellenverzeichnis ausgestattet. Mit Bienenfleiß zusammengetragen und sehr übersichtlich geordnet verdient es die Beachtung aller betroffenen Familien und darüber hinaus als Modell aller derer, die sich mit Familienforschung befassen.

Paul Schowalter

PROTOKOLL

Mitgliederversammlung des Mennonitischen Geschichtsvereins e. V.

am 20. November 1968 im Bibelheim Thomashof bei Karlsruhe

Beginn 15.30 Uhr

Tagesordnung:

1. Begrüßung, Schriftlesung und Gebet
2. Protokoll der letzten Mitgliederversammlung
3. Kurzer Rückblick auf die Jahre 1964—1968
4. Sonderberichte: Forschungsstelle — Geschichtsblätter — Schriftenreihe —
Täuferaktenkommission — Lexikonabschluß
5. Kassenbericht und Entlastung des Rechnungsführers
6. Wahlen zum Vorstand und Beirat
7. Verschiedenes

Zu 1:

Br. Gerhard Hein begrüßt die Teilnehmer, die sich im Anschluß an die Konferenztagung der Süddeutschen Mennonitengemeinden zur Mitgliederversammlung zusammengefunden haben. Zwei kurze Schriftworte bringen treffend zum Ausdruck, worauf es uns ankommt: „Ich gedenke an die vorigen Zeiten“ (Psalm 143) und: „Gedenket an eure Lehrer“ (Hebräer 13). Wir wollen kein trockener historischer Verein sein, sondern aus unserer Geschichte lernen. Unsere Arbeit soll keine tote, sterile Forschung sein, sondern ein Pflügen auf dem Acker unserer Geschichte. Gerade auch in unserer Zeit bedürfen wir solcher Besinnung.

Nach unserer Satzung soll alle drei Jahre eine Mitgliederversammlung stattfinden. Die letzte war im Mai 1964 auf dem Weierhof. Im Jahre 1967 wurde die vorgesehene Mitgliederversammlung wegen des Todes unseres 1. Vorsitzenden Dr. Ernst Crous verschoben. Seiner wird dankbar und ehrend gedacht.

Zu 2:

Zum Protokoll der Generalversammlung vom 24. Mai 1964 auf dem Weierhof wurden keine Einsprüche erhoben.

Zu 3:

Auf die letzten vier Jahre unserer Tätigkeit wurde ein kurzer Rückblick durch einen Bericht von Br. Paul Schowalter gegeben, der von Br. Gerhard

Hein verlesen wurde. — Der Geschichtsverein hat zur Zeit insgesamt ca. 700 Mitglieder. Trotz Abgang von 137 Mitgliedern durch Tod, Austritt und Streichung ist ein relativer Zugang von 50 Mitgliedern seit 1964 zu verzeichnen.

Zu 4:

Die Reihe der Sonderberichte wurde durch Br. Otto Regier, Bad Oldesloe, mit ausführlichen Schilderungen über die Menno-Simons-Gedächtnisstätte eingeleitet. Die Menno-Kate wird seit Jahren mit viel Liebe gepflegt und erhalten. Die Frage legt sich nahe, ob der Geschichtsverein die Gedächtnisstätte übernehmen könnte.

Die Mennonitische Forschungsstelle, die durch Dr. Ernst Crous in Göttingen begründet und dann in Krefeld weiter betreut wurde, befindet sich seit Frühjahr 1968 auf dem Weierhof. Dr. Horst Penner übernahm die Leitung, mußte sie aber krankheitshalber bald wieder niederlegen. Eine neue Kraft und Hilfskräfte werden gesucht. Unsere Gemeinden sollten wegen notwendiger Anschaffungen finanzielle Beihilfe leisten.

Über die Geschichtsblätter gab Br. Paul Schwan einen kurzen Überblick. Wir dürfen uns freuen, daß die Schriftleitung maßgeblich in den Händen von Dr. Horst Quiring liegt. Er besitzt gute Verbindungen zu zahlreichen Mitarbeitern, so daß auch für die Zukunft interessante Beiträge erwartet werden können. Die Redaktionsarbeit, von der Durchsicht der Manuskripte bis zum Fertigmachen der Korrekturbogen, geht reibungslos vor sich. Die Beiträge sind bewußt gemischt aus leicht lesbaren Artikeln und wissenschaftlichen Abhandlungen, um den differenzierten Leserkreis anzusprechen. Bei den Abbildungen wurde darauf geachtet, daß sie eigene Aussagekraft besitzen. Die neue Form hat bei der Jugend und im Ausland Anerkennung gefunden.

In der Schriftenreihe, die jetzt acht Veröffentlichungen umfaßt, konnte 1966 B. H. Unruhs „Fügung und Führung im Mennonitischen Welthilfswerk 1920—1933“ publiziert werden.

Bezüglich der Täuferaktenkommission wurde ein Bericht von Dr. Heinold Fast vorgelesen. Als letztes Werk dieses Zweiges der Geschichtsforschung erschien kürzlich der zweite Band der „Glaubenszeugnisse oberdeutscher Taufgesinnter“.

Die Arbeit am Mennonitischen Lexikon konnte abgeschlossen werden.

Zu 5:

Der Kassenführer des Geschichtsvereins, Br. Gerrit van Delden, gab regelmäßig Übersicht über die Einnahmen und Ausgaben sowie über den Kassen-

Protokoll

bestand. — Die Konten des Mennonitischen Geschichtsvereins und des Mennonitischen Lexikons wurden bisher getrennt gehalten. Der Jahresbeitrag der Mitglieder wurde durch Beschluß der Versammlung wie folgt festgesetzt:

1. Deutschland mindestens	DM 8.—
Körperschaften (Gemeinden usw.)	
mit Ausnahme von Bibliotheken mindestens	DM 15.—
2. Frankreich	frs. 10.—
3. Niederlande	hfl. 8.—
4. Schweiz	sfrs. 9.—
5. Kanada	Doll. 3.—
6. USA	Doll. 3.—

Zu 6:

Der Vorstand wurde wie folgt konstituiert:

- 1. Vorsitzender: Gerhard Hein, Monsheim;
- 2. Vorsitzender: Dr. Heinold Fast, Emden;
- 1. Schriftführer: Paul Schowalter, Weierhof;
- 2. Schriftführer: Dr. Horst Quiring, Korntal;
- Kassenführer: Dipl.-Ing. Gerrit van Delden, Gronau.

Der Beirat konnte durch Neuwahl von fünf Mitgliedern wieder auf den Stand von zwölf Personen gebracht werden. — Neue Mitglieder sind: Dr. Delbert Gratz, Bluffton, Ohio/USA; Dr. Adalbert Goertz, Waynsboro, Pa./USA; Dr. Horst Gerlach, Weierhof; Lothar Fromm, Basel; Paul Schwan, Stuttgart-Bad Cannstatt. — Auf eigenen Wunsch schieden aus dem Beirat aus: Dr. Kurt Kauenhoven, Göttingen, und Ältester Adolf Schnebele, Thomashof. Ihrer Mitarbeit im Beirat wird dankbar gedacht.

Zu 7:

Br. Otto Regier schlägt die Errichtung einer eigenen Kirchenbuch-Stelle vor, die durch Familienforschung und Schriftwechsel betrieben werden soll. — In diesem Zusammenhang wurde ein interessanter Brief aus dem Jahre 1776 vorgelesen.

Die Satzungen, die im Jahre 1952 verfaßt worden sind, müssen überarbeitet werden.

Die Sitzung wird gegen 18.00 Uhr geschlossen. — Br. Horst Gerlach spricht das Schlußgebet.

Protokoll aufgenommen von Paul Schwan
Genehmigt von Gerhard Hein